

Ostland

Vom geistigen Leben der Auslandsdeutschen

4. Heft

April 1931

6. Jahrgang

Die Herkunftsfrage der Siebenbürger Sachsen

Vortrag, am 17. Dezember 1930

gehalten von Dr. Andreas Scheiner-Hermannstadt

Nach längerem Stillstand scheint die Frage nach der Herkunft der Siebenbürger Sachsen wieder in Fluß geraten zu wollen. Kurz vor dem Weltkrieg noch, darf man sagen, galt sie, wie kaum eine zweite geschichtliche Frage von ähnlicher Tragweite, für endgültig gelöst. Das war aber so gekommen: Die Geschichtsforschung hatte die Bearbeitung der Herkunftsfrage unter Hinweis auf den geringen Urkundenvorrat allmählich immer entsagungsvoller der Deutschforschung überlassen, die ihrerseits, etwa seit Mitte des vorigen Jahrhunderts immer zuversichtlicher im Besitze der zur Lösung jener Frage nötigen Behelfe zu sein wähnte. Die Geschichtsforschung aber gab sich mit den von der Deutschforschung, insbesondere auf dem Wege der Sprachvergleichung gefundenen Lösungen schließlich ganz zufrieden, und es darf festgestellt werden, daß wenn heute wieder über Urheimat, Einwanderungsweg und dergleichen verhandelt wird, der Anstoß dazu nicht etwa von der Geschichtsforschung, sondern vielmehr von der Deutschforschung ausgegangen ist. Wem nun eigentlich die Führung in der Heimatsforschung gebührt, kann nicht entschieden werden, bevor nicht der Sinn der ganzen Frage dem Stande der gegenwärtigen Bedürfnisse entsprechend aufgedeckt ist. Darum soll auch heute abend nicht so sehr für diese oder jene Antwort auf unsere Urheimat- und Herkunftsfrage Stimmung gemacht, als vielmehr versucht werden, die Fragestellung selbst einigermaßen zu klären. Worauf zielt die Frage nach der Herkunft der Siebenbürger Sachsen ab? Was haben wir, was hat unser Volk mit ihr im Sinn?

Wenn wir den volkstündlichen Sinn unserer Herkunftsfrage erfassen wollen, dürfen wir von dem großen Einwanderungsfeste des Jahres 1884 ausgehen und vor allem in Michael Alberts „Flandrern“, die damals hier in Hermannstadt zum erstenmal aufgeführt wurden, die Antwort finden, die in jenen Tagen hochgehender völkischer Begeisterung unserem Volk und seiner Führung willkommen war. Zwar waren die Geschichtskundigen von der Zuversicht, mit der auch sie später an eine endgültige Lösung der Heimatfrage glaubten, noch weit genug ent-

fernt. Immerhin meinten sie, daß Michael Albert die Fragen, „die dem Heimatrecht gelten, das woher? warum? mit welchem Rechte?“ durch seine Dichtung „zum Teil in fast diplomatischer Genauigkeit beantwortet“ habe. Vor allem aber ist es die großartige Einheitlichkeit unserer Urgeschichte, die sich dem Gemüte unseres Volkes damals unauslöschlich eingeprägt hat. Mag die Antwort auf die Herkunftsfrage im einzelnen nun so oder anders lauten: Einheit der Zeit, Einheit des Ortes und Einheit der Handlung ist, wie übrigens schon durch das von Karl Wolff angeregte und geleitete Einwanderungsfest überhaupt, so insbesondere durch Michael Alberts „Flandrer am Alt“ unserem Volk seither ein für allemal anschaulich bewiesen —:

„Freie Hochfläche. Im Hintergrunde Baumgruppen, die sich im dichten Hochwald verlieren. Der Höhenzug der Karpathen schließt die Aussicht. Im Gebirgszuge sieht man die Einsenkung des Rotenturmpasses. Die Höhen sind bis über die Mitte herab mit Schnee bedeckt. Die Gegend unter dem Gebirgszuge trägt den Charakter der beginnenden Frühlingszeit.“ Da setzt die Handlung ein.

„Dort nach den Bergen seht! — Wo tief der Fluß
Den Weg sich eingeschnitten ins Gebirge,
Da kommt ein Zug heran, ein endlos langer,
Von fremden Männern, wie sie niemand sah.
Viel Eisen blitzt im Sonnenschein; sie tragen
Die Schwerter hoch gehoben; Morgensterne
Und Lanzen, Beile, Schilde, breit und hoch,
Brustpanzer, Eisenhauben, Pfeil und Bogen
Sieht man den Fluß herauf bald da, bald dort,
Wo aus der Berge Bucht der Weg sich windet,
In starrendem Gedränge nah'n.“

Unsere Vorfahren sind's. Auf der freien Hochfläche gründen sie Hermannstadt, wie das Bleibtreu in seinem bekannten Bilde festgehalten hat, und erobern und besiedeln von hier aus noch im laufenden Jahre 1150 die ihnen vom ungarischen König Geisa II. zugesicherten „südlichen Teile Siebenbürgens“ — das Land zwischen Broos und Draas. Schon auf dem langen Zuge die Donau herab bis Nikopolis, dann das Altal aufwärts hat Hermann von Nürnberg, ein anderer Moses, die treckenden Franken zu einem Volk zusammengeschweift. Durch die Gründung von Hermannstadt und die vor unseren Augen sich vollziehende Landnahme werden die Einwanderer erst recht zum Volk; denn nun haben sie, was sie suchten: eigenen freien Boden unter den Füßen . . .

Wir dürfen uns erinnern, daß Michael Albert „Die Flandrer“ im Jahre 1883 geschrieben hatte, in demselben Jahre, da das ruhmvoll bekämpfte ungarische Mittelschulgesetz erschien, sieben Jahre nach der „Zertrümmerung des Königsbodens“. Durch das „Historische Schauspiel“ galt es, die Größe des Unrechts, das unserem Volke durch Beschlagnahme seines Rechtsbodens zugesügt worden war, sich und anderen vorstellig zu machen. Mehr als Verbündete, denn als

Untertanen des ungarischen Königs sind unsere Väter ins Land gekommen; nicht weniger als wir dem ungarischen Staat, verdankt er uns den siebenbürgischen „Königsboden“. Nun sollen wir durch seine Zertrümmerung zu rechtlosen Fremdlingen werden? — Man begreift, wie viel dem Dichter daran liegen mußte, festzustellen, daß unsere Vorfahren als ein auf der Wanderung begriffenes Volk das ihnen von Geisa II. verheißene Kanaan mit der Schärfe des Schwertes in Besitz genommen haben. Denn waren es nur zufällig in die Nähe des Landes geratene Abenteurer, etwa verunglückte Kreuzfahrer, die König Geisa II. in den „südlichen Teilen Siebenbürgens“ ansetzte, so wurde durch Zertrümmerung des Königsbodens gewissermaßen nur ein ursprünglicher Zustand der Rechts- und Heimatlosigkeit wieder hergestellt. Ganz anders, wenn ein schon in vor-siebenbürgischer Zeit geschlossenes Volk siebenbürgisches Land aus eigener Kraft ad retinendam coronam zum Königsboden machte . . .

Der Anschauung, daß unsere Vorfahren als einheitlich geschlossenes Volk einwanderten, sind die urkundlichen Zeugnisse nun keineswegs günstig. Schon die Verschiedenheit der Namen — priores Flandrenses, alii Flandrenses, Theutonici, Saxones — läßt eher auf Vielheit als auf Einheit der Herkunft schließen. Und so haben auch alle Geschichtsforscher, insoweit sie sich nur auf Urkunden stützen, bis auf J. C. Schuller, den Lehrer Friedrich Marienburgs herab, tatsächlich Mannigfaltigkeit der Herkunft angenommen. Anders diejenigen Forscher, die den schmalen Urkundenvorrat durch Sprachvergleichung zu ergänzen trachten, oder sich wohl gar ausschließlich auf Sprachvergleichung stützen. Zwar gewähren unsere siebenbürgisch-deutschen Sprachlandschaften erst recht das Bild größter sprachlichen Buntheit, das doch zunächst auf bunte Herkunft der Siedler zu deuten scheint. Der unglaublichen Menge unterscheidender örtlicher Merkmale steht aber eine auffallend geschlossene „durchschlagende“ Reihe gemeinsamer Züge gegenüber, die eine Zusammenfassung aller Mundarten zu einer siebenbürgisch-sächsischen Volkssprache nahezu legen scheinen. Da die lautwissenschaftliche Zusammenschau der siebenbürgisch-sächsischen Mundarten nun aber eine Sprache von wesentlich hochdeutschem Gepräge ergibt, so gerät der Name Flandrenses trotz ausgezeichnete urkundlicher Beglaubigung leicht in den Verdacht, mehr oder weniger inhaltloser, allgemeiner Siedlername zu sein, da ja die Vlaemen bekanntlich niederdeutsch sprechen; während sich der Sachsenname, wie das naheliegende Beispiel der Zipser und der Oberfachsen beweist, mit hochdeutschem Gepräge der Mundart allerdings besser verträgt. Ist es der Sprachvergleichung aber erst einmal gelungen, die niederdeutschen Beziehungen der Flandrenses-Urkunden zu verwischen, so ist der Weg, die ganze Herkunftsfrage überhaupt zu einer Aufgabe der Sprachvergleichung zu machen, schon betreten. Den ersten Schritt aber hat der berühmte Verfasser der „Kritischen Sammlungen zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen“, August Ludwig Schlözer, selbst getan, der nämliche Gelehrte, der sonst seine Schüler davor warnte, „aus bloßem Klingklang facta zu erschaffen“. Und zwar in recht auffallender Weise.

Der große Göttinger Gelehrte hatte seine Kritischen Sammlungen (1795 bis 1797) schon abgeschlossen und zum größeren Teil auch veröffentlicht, ohne an dem „einzigen gewissen Faktum“ der siebenbürgisch-deutschen Siedlungsgeschichte, daß nämlich Geisa II. die Gegend von Hermannstadt mit deutschen Flandern besetzt habe, auch nur mit einem Wort zu zweifeln. Noch in einem Anhang zum letzten (3.) Teil seiner Untersuchungen, wo er über „Schicksale der Zipser Deutschen, verglichen mit denen der Siebenbürger Deutschen“ spricht, heißt es: „Diese Zipser reden teils eine meist reine deutsche Mundart, wie in Leutschau, Räsmark und den 16 Städten; und diese kommen mit den Bewohnern des fränkischen Kreises in Sprache, Kleidung, Sitten und Speisen sehr überein. Teils haben sie eine mehr oder minder dem Plattdeutschen sich nähernde Mundart, wie in den Bergorten Schwedler, Stoß, Schmölitz und in den Markflecken des Abujvarer Komitates Ober- und Unter-Mezzenseifen: diese mögen einerlei Ursprungs mit den Siebenbürgern, also aus Flandern, Lüttich (?) usw. sein.“ Da, im letzten Augenblick, während der Drucklegung, fügt Schlözer dem Worte „Plattdeutschen“ folgende Fußnote bei: „Noch zur Zeit sei es mir erlaubt, hieran zu zweifeln. Lange war die Sage allgemein, daß auch die Deutsch-Siebenbürger Volksmundart sich dem Plattdeutschen näherte; nun aber, da wir so viele Proben von dieser Mundart im Drucke haben, zeigt es sich, daß sie alles Charakteristische der oberdeutschen, und gar nichts von der niederdeutschen Mundart hat. Das eigentliche Niederdeutschland hatte damals keine Kolonisten ins Ausland zu schicken; es suchte sie selbst weither auf. Der Flandrer aber (falls es eigentliche Flandrer waren, und der Name nicht einen Kolonisten überhaupt bezeichnete, wie Pfälzer lange Zeit in England) waren zu wenige, als daß sich ihr mitgebrachtes Holländische unter den in weit größerer Menge nachrückenden Oberdeutschen kenntlich hätte erhalten können.“ In den später geschriebenen, dem dritten Teil vorgehefteten „Vorerinnerungen zum ganzen Werke“ aber heißt es: „Ganz unrichtig heißen sie [die heutigen Deutschen in Siebenbürgen] Sachsen: ihre deutsche Mundart, so wie sie jetzt noch der gemeine Mann spricht, ist nicht sächsisch (plattdeutsch oder niederländisch), sondern charakteristisch oberdeutsch. Die ersten Ankömmlinge heißen Flandrer; dieser Name an sich beweist nichts; denn vielleicht nannte man damals alle Kolonisten so: die Nachgekommenen wenigstens müssen aus Oberdeutschland gekommen sein, wo man Wein- und Bergbau trieb; von beiden verstanden Niederdeutsche und Niederländer nichts.“ In solchen, den kritischen Sammlungen bedeutsam nachgeschickten Worten liegt nun freilich eine eindringliche Aufforderung an die Sprachvergleichung, sich der Herkunftsfrage der Siebenbürger Sachsen anzunehmen, der 50 Jahre später insbesondere Friedrich Marienburg, unter ausdrücklicher Berufung auf den Geschichtsforscher Schlözer, ausgiebig Folge geleistet hat.

Marienburg erkennt an, daß in zwei der ältesten Urkunden die in der 'Einöde von Hermannstadt' angesiedelten Kolonisten allerdings unter dem Namen Flandrenses erscheinen. „Aber schon Schlözer,“ fährt er fort, „legt auf diese Benennung kein

großes Gewicht, denn der Ausdruck Flandrenses wird im 12. Jahrhundert häufig als Bezeichnung deutscher Ansiedler überhaupt gebraucht, weil in der Tat die meisten Kolonisten jener Zeit aus den Niederlanden ausgingen. Es war der Name Flandrer beinahe ein nomen appellativum für Kolonisten geworden, ganz so wie heutzutage der Name 'Schwaben' als allgemeine Bezeichnung deutscher Kolonisten in Ungarn gebraucht wird. . . Auch kann die Bezeichnung Flandrenses ihre Entstehung sehr leicht dem Umstande verdanken, daß die nach Siebenbürgen berufenen Kolonisten (wie ich tiefer unten zeigen werde) allerdings aus einer Gegend kamen, die in der Richtung nach Flandern liegt und stark in der Nähe dieses Landes sich befindet." Und nun folgt die bekannte grundlegende Vergleichung der Hermannstädter Mundart zuerst mit dem Niedersächsischen, dann mit der Kölnischen Mundart, durch die Marienburg niederrheinische Herkunft der Sachsen von Hermannstadt in scheinbar zwingendster Art nachweist, also den Standpunkt erreicht, den Michael Albert noch im Jahre 1883 so anschaulich vertritt. Zwar befinden sich im großen Einwanderungszuge Michael Alberts auch einige Flandrer, wohl gar in führender Stellung; irrtümlich aber nennt der ungarische König immer wieder alle Siedler Flandrer: das Volk in seiner Gesamtheit ist niederrheinischer, rheinfränkischer Herkunft.

Das gilt von den „Flandrern am Alt“, d. i. von den deutschen Siedlern zwischen Broos und Draas. Man halte sich vor Augen: Michael Albert spricht nirgends von Nößnern und Burzenländern. Eine jüngere Sprachforschung war indes schon am Werke, alle Siebenbürger Sachsen, Altländer, Nößner und Burzenländer, Königs- und Edelder insgesamt zu Rheinländern, oder wie es nunmehr hieß, zu Mittelfranken zu machen. Drei Jahre nach dem großen Einwanderungsfeste wies Georg Reinkel in seiner bekannten Abhandlung über die Herkunft der Siebenbürger Sachsen nach, daß die durchschlagendsten sprachlichen Merkmale nicht nur die Flandrer am Alt, sondern auch die Sachsen von Bistritz und Kronstadt untereinander verbänden und zu regelrechten Mittelfranken machten; und damit übereinstimmend erklärte der namhafteste sächsische Deutschforscher, Johann Wolff, daß die Rückbeziehung der urkundlichen Bezeichnung Flandrenses auf die Niederlande nicht mehr als den Wert einer unbewiesenen Hypothese beanspruchen könne. Indem sich unsere Geschichtsforschung aber dieser Erklärung anschloß, trat sie die Bearbeitung der Herkunftsfrage ihrerseits vollständig an die Sprachvergleichung ab, die endlich zu allgemeinsten Zufriedenheit eine ziemlich engbegrenzte moselfränkisch-luxemburgische Urheimat feststellte und die ganze Angelegenheit damit zur langersehnten Ruhe brachte. Sollte die alte Herkunftsfrage nun aber dennoch aus irgendeinem Grunde von irgendeiner Seite wieder aufgerollt werden, so sind nach dem Vorausgeschickten wohl zuerst zwei Vorfragen zu erörtern, von denen sich die eine an die Geschichtsforschung, die andere an die Deutschforschung richtet. Es sei gestattet, sie hier kurz als Flandrenses- und als Mittelfrankenfrage zu bezeichnen.

Zuerst die Flandrenses-Frage, d. i. die Frage, ob Urkundenforschung auch

unabhängig von Sprachvergleichen, einzig und allein auf Grund urkundlicher Nachrichten genötigt sei, Flandrenses für die Zeit um 1150 als allgemeinen Kolonistennamen zu deuten; ja, ob sie in der Lage sei, auch nur einen einzigen urkundlich beglaubigten Fall zu nennen, wo eine Siedlergruppe, an der richtige Flandrenses weder als gemeine Arbeiter, noch als Führer teil hatten, doch unter dem Namen Flandrenses erscheint? Solche Kunde setzt der Sprachvergleicher Fr. Marienburg beim Geschichtsforscher A. L. Schlözer augenscheinlich voraus, u. zw. vor allem auf Grund folgender Stelle, die sich im zweiten Teil der Schlözer'schen Untersuchungen, da wo von „Niederländern in Bremen“ die Rede ist, findet: „Schon Anno 1106,“ heißt es dort, „hatte Erzbischof Friedrich das Glück, niemand weiß wie? eine ganze Gesellschaft von diesen unschätzbaren Menschen in seine Moräste zu ziehen. Er machte mit ihnen einen Vertrag, der in der Folge das Modell von unzähligen andern Kolonistenafforden wurde. Denn das Auswandern der Niederländer nach Deutschland ward eine Sucht, vorzüglich nach den Unglücksfluten von 1129 und 1135: Flander und Holländer ward ein Appellativname für Kolonisten, wie Pfälzer in Nordamerika, wie Sachs im alten und wie Schwab im heutigen Ungern. Alle bedingten sich ähnliche Rechte, wie die vom Jahre 1106; das hieß *ius hollandicum*, *ius flamingicum*: alle ließen sich ihre Oberflächen nach einerlei Maß zumessen; das hieß *mansus hollandicus*, *iugera flamingica* usw.“ Diese Stelle ist es, auf Grund deren Fr. Marienburg behauptet, daß der Ausdruck Flandrenses „im 12. Jahrhundert häufig als Bezeichnung deutscher Ansiedler überhaupt gebraucht“ werde. Nun führt Schlözer aber doch keinen einzigen derartigen Fall an, sondern stützt sich tatsächlich nur auf die zahlreichen urkundlichen Ausdrücke *ius hollandicum*, *ius flamingicum*, *mansus hollandicus*, *iugera flamingica* u. dgl. Daraus, daß tatsächlich sogar an undeutsche Siedler *ius hollandicum*, *ius flamingicum*, *iugera flamingica* usw. verliehen wurden, folgt doch aber nicht, daß *Hollandi* und *Flandrenses* schon um 1150 *nomina appellativa* waren? Wohl erregt aber die Art und Weise, wie Schlözer den Fall Hermannstadt behandelt hat, den Verdacht, daß Sprachvergleichen bei ihm immer und überall stillschweigend mit ins Gewicht gefallen sei: wo urkundlicher *Flandrenses*-Name und heutige niederdeutsche Mundart zusammentrafen, da vermutete er richtige *Flandrenses*; wo er dagegen hochdeutsche Volkssprache erkannte, da zweifelte er, ob richtige *Flandrenses* an der Besiedlung teilhatten. Solange aber Schlözer von diesem Verdacht nicht gereinigt, andererseits wiederum von keiner Seite bezweifelt wird, daß z. B. die im Jahre 1208 in Wien auftauchenden *Flandrenses* und die im Jahre 1216 bezugten *Flandrenses de Batár* wirkliche Flandrer seien, hat siebenbürgische Deutschforschung kein Recht, in ihrer Behandlung der Herkunftsfrage so vorzugehen, als ob der urkundlichen Bezeichnung *Flandrenses* für die ältesten Siedler von Hermannstadt jegliche Beziehung zu den Niederlanden abzusprechen sei, u. zw. aus keinem anderen Grunde, als weil die siebenbürgisch-sächsische Volkssprache heute nicht südniederländische, sondern niederrheinische (mittelfränkische) Kennzeichen zur Schau trägt. Vielmehr erwächst siebenbürgischer

Deutschforschung die Pflicht, in Erwägung zu ziehen, ob sich die auffallend mittel-fränkische Kennzeichnung nicht etwa auch auf anderem Wege, als durch geradlinige Herleitung aller siebenbürgisch-sächsischen Siedlungen aus derselben „mittel-fränkischen“ Urheimat erklären lasse.

So hängt die an unsere Deutschforschung gerichtete „Mittelfranken-Frage“ mit der an unsere Geschichtsforschung gerichteten „Flandrenses-Frage“ aufs engste zusammen. Schließt „mittelfränkische“ Kennzeichnung heutiger siebenbürgisch-sächsischer Volkssprache vlämische Herkunft eines irgendwie in Betracht kommenden Teils der ersten Siedler aus, oder können siebenbürgisch-sächsische Mundarten ihre mittelfränkischen Merkmale auch auf irgendeinem anderen Wege als dem geradliniger Vererbung erworben haben? — Die Frage wäre verhältnismäßig einfach, wenn es nur um die Hermannstädter Gruppe ginge; da könnte man auf eine ganze Reihe ähnlicher Beispiele hinweisen, wo aus dem Zusammenströmen verschiedenartiger Siedler eine Mundart erwachsen ist, die auf eine stammländische Gegend hinzuweisen scheint, aus der nachweislich nur ein Bruchteil der Siedler herkam. Nun findet sich aber dieselbe auffallend geschlossene Reihe mittelfränkischer Kennzeichen wie in Hermannstadt, so auch in Bisstriß und Kronstadt, und nicht nur auf ehemaligem freien Königsboden, sondern auch auf unfreier Edelerde. Es ist schwer glaublich, daß alle heute mittelfränkisch gekennzeichneten siebenbürgischen Ortsmundarten geradlinig auf mittelfränkische Urheimat zurückzuführen seien. Wie kommt es aber dann, daß alle, im Lande so weithin zerstreuten Mundarten doch mittelfränkisch gekennzeichnet sind? Geradezu aussichtslos scheint die Arbeit des Sprachvergleichers zu sein, wenn stammländische Forscher auf Grund örtlicher Untersuchungen versichern, daß die niederrheinischen Mundartgrenzen gar nicht bis ins 12. Jahrhundert, sondern höchstens bis in spätmittelalterliche Zeit zurückreichen. Da scheint siebenbürgischer Deutschforschung nichts anderes übrig zu bleiben, als den Weg kurzschließender Sprachvergleichung zu verlassen und auf dem umständlichen Wege der Sprachgeschichtsforschung vorerst die vergleichbaren Formen zu suchen. Wie Sprachgeschichte ohne Siedlungsgeschichte getrieben werden soll, ist aber ganz unerfindlich. Darum liegt in solchem Beginnen unserer Deutschforschung die dringende Aufforderung an unsere Siedlungsgeschichtsforschung, die Herkunftsfrage, wenigstens soweit die Urkunden reichen, selbst in die Hand zu nehmen und ohne Rücksicht auf Sprachvergleichung, ihrerseits zu beantworten, was tatsächlich einem Vorschlag auf Arbeitsteilung gleichkommt. Auf diesen Vorschlag hat unsere Urkundenforschung in ihrer vorsichtigen Weise noch keine förmliche Antwort gegeben; tatsächlich hat sie aber in verfassungskundlichen Untersuchungen eingehendster Art schon die beste Vorarbeit geleistet. Statt allgemeiner Erwägungen sei es gestattet, das an einem Beispiel zu erläutern und dabei auf die vorhin berührte Mittelfranken-Frage zurückzugreifen.

Der Schwerpunkt der Gesamtfrage liegt, wie schon angedeutet, weniger in der Teilfrage, wie es komme, daß trotz der priores Flandrenses in Hermannstadt und Umgebung nicht südniederländisch, sondern „mittelfränkisch“ gesprochen wird,

als vielmehr in der anderen Teilfrage, wie es komme, daß auch in Bistritz und Kronstadt und sonst, ja sogar auf ehemals unfreier Edelexeude allenthalben mittelfränkisch gekennzeichnete Mundarten gesprochen werden? Denn, wenn es undenkbar erscheint, daß alle siebenbürgisch-sächsischen Mundarten geradlinig auf mittelfränkisch gekennzeichnete stammländische Mundarten zurückzuführen seien, der ist ja nun genötigt, irgendeinen Umweg zu suchen und namhaft zu machen, auf dem allen „sächsischen“ Siedlern „mittelfränkische“ Mundart zugeströmt sein könnte. Ja, wenn die deutschen Siedler von aller Anfang an etwas gehabt hätten, das, wenn auch nur entfernt an den uns heute so wohlbekanntem Dienstweg der evangelischen Landeskirche U. B. erinnerte, dann wäre unsere Frage, wenigstens grundsätzlich, gar bald erledigt: von Hermannstadt sind die Kennzeichen mittelfränkischer Mundart über die Bezirksvororte zu den einzelnen Siedlungen gedrungen! Könnte eine dem Dienstweg der Landeskirche an Wirksamkeit auch nur einigermaßen vergleichbare Einrichtung schon für das erste Jahrhundert siebenbürgisch-deutscher Siedlungsgeschichte, also schon für die Zeit vor dem Mongoleneinfall (1241), u. zw. unabhängig von Sprachvergleichung, durch Urkundenforschung allein wahrscheinlich gemacht werden, dann dürfte Deutschforschung wohl versuchen, die mittelfränkische Kennzeichnung aller siebenbürgisch-sächsischen Mundarten, gleichviel, welcher Herkunft die betreffenden Siedler gewesen sein möchten, von hermannstädtischer Mundart abzuleiten . . .

Eine solche Einrichtung hat nun Archivdirektor G. E. Müller tatsächlich schon für die allererste Zeit siebenbürgisch-deutscher Siedlungsarbeit höchst wahrscheinlich gemacht, u. zw. auf dem unserer Deutschforschung erwünschtesten Wege: denn vollkommen unabhängig von Sprachvergleichung, einzig und allein durch Urkundenforschung ist es Archivdirektor Müller in jahrzehntelanger Arbeit gelungen, die Verfassungsgeschichte unseres Volkes soweit zu fördern, daß unsere Deutschforschung mit hinlänglichem Vertrauen ein ganz ursprüngliches, schon von Geisa II. gewährtes Versammlungsrecht „der Vertreter aller Deutschen Siebenbürgens“ voraussetzen darf. Insbesondere ist es Müller gelungen festzustellen, daß die „Versammlungen des deutschen Kirchenverbandes in Siebenbürgen“ „zweifelloso gleichfalls auf das Geisaische Kolonistenrecht“ zurückzuführen sind — weshalb denn der Dienstweg unserer evangelischen Landeskirche U. B. allerdings auf eine mehr als 770-jährige höchst wirksame Vergangenheit zurückblicken darf. Mit dieser Wirksamkeit ist aber auch die Möglichkeit „mittelfränkischer“ Kennzeichnung aller siebenbürgisch-deutscher Ortsmundarten, u. zw. von Hermannstadt aus vollauf gegeben, und es bleibt nur die Frage übrig, wie Hermannstadt selbst zu seiner mittelfränkischen Mundart gekommen.

Sie ist schon wiederholt als die einfachere der beiden Teilfragen bezeichnet worden, in die sich die Mittelfrankenfrage für uns gliedert, u. zw. schon darum, weil ja nur die Mundarten des ehemaligen Geisaischen Wüstungsgebietes, also wesentlich die Mundart von Hermannstadt, zu untersuchen ist. Nun ist die Frage allerdings schon darum doch nicht so ganz einfach, weil ja Hermannstadt nicht

nur siedlungsgeschichtlicher Mittelpunkt der priores Flandrenses, sondern nach G. E. Müller ganz ursprünglich verfassungsgeschichtlicher Mittelpunkt aller Deutschen in Siebenbürgen, nicht nur der Deutschen zwischen Broos und Draas, sondern auch der Nösner und Burzenländer, ja auch aller Edelder ist, und weil der durch Müllers Forschungen verbürgte Dienstweg keineswegs nur die Ausfuhr mittelfränkischen Sprachguts von Hermannstadt über gewisse Vororte zu den entlegensten Siedlungen, sondern umgekehrt auch die Einfuhr aller Mundarten aus den entlegensten deutschen Siedlungen nach Hermannstadt selbst ermöglicht: es ist ja ganz deutlich und läßt sich teilweise heute noch beobachten, daß wir es mit einer wirklichen Kreisbewegung auf den festgefahrenen Spuren des uralten völkischen Dienstweges zu tun haben, wodurch denn freilich die Untersuchung hermannstädtischer Mundart wiederum zur umfassendsten und verwickeltesten Aufgabe siebenbürgischer Deutschforschung werden könnte. Denn allerdings, wer bürgt dafür, daß die heute so auffallend geschlossenen und durchschlagenden Kennzeichen mittelfränkischer Mundart, bevor sie von Hermannstadt über die Vororte zu den örtlichen Mundarten abwandern konnten, zuerst nicht irgendwoher auf demselben Dienstwege nach Hermannstadt zuwandern mußten — etwa aus den Siedlungen der alii Flandrenses, die in der alten Urkunde so schön von den priores Flandrenses unterschieden werden? Und doch, welche wohlthuende Erleichterung und zugleich auch Vereinfachung, daß wir unter Berufung auf die gründlichen verfassungsgeschichtlichen Untersuchungen der letzten Jahrzehnte, in unserer alten Haupt-Hermannstadt ganz zuversichtlich auch den sprachgeschichtlichen Mittelpunkt unseres Volkes suchen dürfen. Denn da sich der vielhundertjährige Wirbel siebenbürgisch-sächsischer Sprachgeschichte gewiß nicht mehr in allen Stücken restlos aufhellen läßt, kann es uns ganz gleichgültig sein, ob die bekannten mittelfränkischen Merkmale, bevor sie aus dem Herzen dieser Sprachgeschichte ausströmten, von den alii Flandrenses oder sonstwoher den priores Flandrenses zuströmten, oder ob sie ganz ursprünglich mit den priores Flandrenses zugleich aus westdeutschen Stammländern nach Hermannstadt kamen. Denn warum sollen nicht schon mit den priores Flandrenses, etwa in Leschkirch und Schenk, ja in dem Mittelpunkt Hermannstadt selbst auch Siedler niederrheinischer Herkunft angefaßt worden sein? Eine derartige Vermutung brauchte keineswegs glattes Einlenken in die soeben verlassenen Bahnen Marienburgs zu bedeuten; denn sie könnte ja an südniederländischer Führung der ersten Siedler grundsätzlich festhalten und insbesondere stünde es uns frei, in den urkundlichen sacerdots und presbyteri Flandrenses richtige südniederländische Pfarrer zu erkennen, die sich schwerlich ohne südniederländische Gefolgschaft aufs Trecken begeben haben möchten. Wohl könnte man aber nach solch grundsätzlicher Verwahrung den Schlözerischen Anmerkungen über den allgemeinen Siedlernamen Flandrenses allerdings auch einen beachtenswerten Wahrheitsgehalt zubilligen; er bestünde darin, daß es König Geisa II. von aller Anfang an und mit dem besten Willen nicht gelungen sei, ausschließlich erstklassige vlämische Siedler anzusehen. Insbesondere dürfte der Ausdruck alii

Flandrenses am einfachsten als Flandrenses et alii hospites gedeutet und unter alii hospites immerhin in erster Reihe benachbarte Mittel Franken verstanden werden. Aber wenn mit und nach den priores Flandrenses außer Rheinländern auch benachbarte Westfalen ins Land kamen, ja dann erst recht mußte sich nieder-rheinische Geschäftssprache als Vermittlungs- und Verhandlungssprache ganz vorzüglich eignen; denn kein Deutsch war im 12. und 13. Jahrhundert in den westlichen Stammlanden dem niederländischen Deutsch an wirklichem Gebrauchswert ebenbürtiger und als Geschäftssprache weiterhin bekannt, als eben kölnisches Deutsch. Bei den innigen Beziehungen aber, die nachweislich schon im 12. Jahrhundert zwischen Flandern und Köln herrschten, ist es gar nicht undenkbar, daß im ältesten Hermannstadt trotz gutolämischer Führung in weltlichen und kirchlichen Versammlungen mit dem Volk kölnisch verhandelt wurde. In Wirklichkeit dürfte es freilich auf ein vlämisch-kölnisches Gemisch herausgekommen sein, im Grunde betrachtet nicht gar so unähnlich der Sprache, die tatsächlich heute noch in Hermannstadt und Umgebung gesprochen wird. —

Der Nachweis, daß das heutige Bild hermannstädtischer Mundart außer den schon von Fr. Marienburg festgestellten kölnischen Stücken noch südniederländische, ja vielleicht kaum weniger deutlich auch westfälische Züge erkennen läßt, würde die Grenzen der heutigen Vorlesung überschreiten. Denn die Herkunftsfrage sollte heute abend doch nach keiner Richtung entschieden, sondern nur den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechend in ihrer Fassung nach Möglichkeit klar gestellt werden. Von möglichen, nicht von notwendigen oder gar endgültigen Antworten und Lösungsversuchen ist darum die Rede gewesen, im besondern von der Möglichkeit einer Ergänzung der seit Marienburg geübten Sprachvergleichung durch urkundlich begründete Sprachgeschichtsforschung. Zum Schlusse aber soll doch noch der Sinn erörtert werden, den unsere Herkunftsfrage bekäme, falls die angedeutete Möglichkeit sprachgeschichtlicher Ergänzung aus irgendeinem Grunde Notwendigkeit würde. Fr. Marienburg verglich heutige Hermannstädter Mundart mit heutigem Kölner Deutsch und kümmerte sich angesichts gewisser, allerdings überraschender gemeinsamer Merkmale wenig um ältere hermannstädtische Sprachdenkmäler: die von ihm erkannten niederrheinischen Kennzeichen heutiger Mundart verbürgen ihm an und für sich schon niederrheinische Herkunft der ersten Siedler. Sprachgeschichtsforschung jedoch darf an den Denkmälern älterer siebenbürgisch-deutscher Sprache nicht vorübergehen. Werden aber die siebenbürgisch-deutschen Sprachdenkmäler soweit als nur immer möglich zurückverfolgt, so ergibt sich die auffallende Beobachtung, daß unsere Sprachdenkmäler von einem gewissen Zeitpunkt an, je weiter zurück, desto mundartfreier werden, also immer weniger vlämische, kölnische, westfälische . . . Merkmale tragen, und daß die allerältesten kümmerlichen Sprachreste gar nicht auf die westlichen (rheinischen) Stammlande, sondern auf viel näher gelegene Gegenden des Deutschen Reichs, wie sie etwa durch die Namen Breslau, Leipzig, Dresden, Meissen . . . beschrieben werden, mit einem Wort auf ober-sächsisches Sprachgebiet hin-

weisen. So wird denn unsere Deutschforschung genötigt, auch die Spuren unseres Sachsennamens möglichst weit zurückzuverfolgen. Tut sie das aber, so erfährt sie, daß sich der Sachsenname in Hermannstadt und Umgebung tatsächlich nicht viel weiter zurück verfolgen läßt, als die ältesten, obersächsisch gebauten Sprachdenkmäler, nämlich bis in die Zeit nach dem Mongolensturm. Und so erwächst die Frage, ob das allgemeine Aufkommen des Sachsennamens etwa mit der bekannten, nach diesem Weltereignis einsetzenden Siedlungsarbeit Bela IV. zusammenhängen möchte?

Dahingehende Vermutungen erhalten eine beachtenswerte Stütze durch das wertvollste Stück unseres Nationalarchivs, nämlich durch die bekannte Urkunde Karl Roberts aus dem Jahre 1317, die uns den Goldenen Freibrief aus dem Jahre 1224 überliefert; wird doch in dieser Urkunde das von Andreas II. seinerzeit allen Deutschen gewährleistete Hebanische Kolonistenrecht nunmehr den Grafen oder Gräfen Blaufuß und Henning und der ganzen sächsischen Landsgemeinde mit ihrem Haupte Hermannstadt bestätigt. So entwickeln sich vor unseren Augen die Umrisse eines wichtigen Einschnittes in unsere siebenbürgisch-deutsche Volksgeschichte, und wir stoßen auf einen ganzen Haufen bedeutsamer Fragen, die nur umfassendste und unbefangenste Urkundenforschung allein beantworten kann. Gesezt den Fall, solche Urkundenforschung bestätigte, wenigstens im großen ganzen die unserer Deutschforschung sich aufdrängenden Vermutungen, so dürfte gelegentlich der nächsten großen Einwanderungsfeier ein zweiter Michael Albert leicht ein Bild entwerfen, das unseren Nachfahren sonst ganz wohlbekannte Tatsachen unserer Volksgeschichte, allerdings in etwas verändertem Durchblick, zeigte, besonders wenn der S ä n g e r der Zukunft nicht das Jahr 1150, sondern etwa 1250 als Zeit der Handlung wählen wollte. Denn da sähe man bald hier, bald dort im Lande, im Nösnerland, im Hermannstädter Gelände, im Burzenland: überall, wo vor kurzem die Mongolen gehaust, kleinere und größere Einwandererhaufen auftauchen, die auf Geheiß König Bela IV. die verstorbenen Siedlungen aufzufrischen und zu ergänzen haben. Diese neuen Siedler treten unter der Führung sogenannter Gräfen, den Gründern der späteren Erbgräfenhäuser an. Es befinden sich unter ihnen Angehörige aller deutschen Stämme; aber sie kamen zunächst wohl aus Schlesien und der Zips, d. i. aus Gegenden, die um dieselbe Zeit und aus demselben Anlaß einer Neubesiedelung bedurften, über das Meßeschgebirge ins Land; also nicht unmittelbar aus dem ferngelegenen deutschen Westen, sondern aus dem nähergelegenen neudeutschen oder sächsischen Osten, ob immerhin auch viele Niederländer, Rheinländer und Westfalen unter ihnen sein mochten. Und das dürfte wohl der Hauptvorwurf des kommenden Dichters sein, zu zeigen, wie es unseren Erbgräfen gelang, die Verschmelzung der Ankömmlinge mit den erbgewessenen deutschen Siedlern anzubahnen. War Michael Albert bemüht, die Besiedlung der neuen Heimat als die Tat eines ursprünglich einigen Volkes unter der Form bewaffneter Landnahme darzustellen, so wird unser Dichter der Zukunft die Einigung

der Siebenbürger Sachsen als mühsamen siebenbürgischen Erwerb rühmen, und zeigen, wie das alles ohne Verwertung des von den priores Flandrenses eingerichteten Dienstweges gar nicht möglich war, zu dem nun allerdings eine von den Erbgräfen aus den größeren ostelbischen Verhältnissen mitgebrachte neue Dienstsprache hinzukam: die noch etwas ungeschlachte, aber zukunftsreiche Mutter unserer Luthersprache. Eine wichtige Vorfrage wird unsere Deutschforschung allerdings bis zur nächsten großen Einwanderungsfeier zu beantworten haben: wie sich trotz der neudeutschen oder sächsischen Dienstsprache allenthalben in der Sprache des Volkes die von Marienburg und Reingel in den Vordergrund gerückten niederrheinischen oder mittelfränkischen Merkmale durchsetzen, die wir nun freilich weniger als Zeichen ererbter, als vielmehr erworbener Volkseinheit zu deuten haben; und welche bedeutende Rolle unserer Haupt-Hermannstadt, als Mittelpunkt des Volksdienstes in der Geschichte der Einigung unseres Volkes wie unserer Sprache zukommt. Einen wesentlichen Fortschritt der nächsten großen Einwanderungsfeier gegenüber der des Jahres 1884 kann man jetzt schon voraussagen: Im Festzuge Karl Wolffs fehlten Nösner und Burzenländer, wie ja auch Michael Albert ihrer mit keinem Wort gedenkt — weil Friedrich Marienburg doch nur hermannstädtische Mundart auf den Niederrhein zurückbezogen hatte. Im großen historischen Festzuge des Jahres 1950 werden gerade Nösner und Burzenländer eine hervorragende Rolle spielen und sich dabei Georg Reingels erinnern, der die mittelfränkische Kennzeichnung aller Siebenbürger Sachsen erkannt und durch seine Abhandlung über die Herkunft der Siebenbürger Sachsen aus dem Jahre 1887 der fortschreitenden Einigung unseres Volkes an seinem Ende auch einen guten Dienst geleistet hat. Eine Vorbedingung muß sich allerdings noch erfüllen: daß nämlich unserem Volke noch rechtzeitig nicht nur ein zweiter Michael Albert, sondern auch ein zweiter Karl Wolff erstehen, der durch uneigennütigen Dienst am Volk das Recht erwirbt, die nächste Einwanderungsfeier anzuregen und zu befehlen. Mit solchem Wunsch und Ausblick in eine nicht allzuferne Zukunft schließe ich meine Ausführungen, und danke der verehrlichen Leitung unserer Brudenthalgesellschaft, daß sie mir Gelegenheit geboten hat, mich vor einem so erlesenen Kreise auszusprechen. Das Gesagte aber erlaube ich mir in folgenden sechs Sätzen kurz zu wiederholen:

1. Die landläufige Meinung, daß die Siebenbürger Sachsen unmittelbar niederrheinischer Herkunft und auf eine abgrenzbare mittelfränkische Urheimat geradlinig zurückzubeziehen seien, beruht auf der Voraussetzung, daß sich mittelfränkische Kennzeichnung siebenbürgisch-deutscher Mundarten nur durch unmittelbar niederrheinische Herkunft der betreffenden Siedlungen erklären lasse.

2. Die Voraussetzung, daß sich mittelfränkische Kennzeichnung siebenbürgisch-deutscher Mundarten nur durch niederrheinische Herkunft der betreffenden Siedlungen erklären lasse, ist durch die Arbeit am großen deutschen Sprachatlas hinfällig geworden; insbesondere läßt es der von unserer Verfassungsgeschichtsforschung nachgewiesene uralte völkische Dienstweg als möglich

erscheinen, daß die mittelfränkische Kennzeichnung siebenbürgisch=deutscher Mundarten von Hermannstadt ausgegangen und höchstens mittelbar auf den Niederrhein zurückzuführen sei.

3. Die als völkische Dienstsprache bis auf die jüngste Vergangenheit herab weithin maßgebende Mundart der Sachsen von Hermannstadt ist nicht nur mittelfränkisch oder niederrheinisch, sondern insbesondere auch südniederländisch und westfälisch gekennzeichnet und legt darum eher die Annahme mehrheitlicher Abstammung der Siebenbürger Sachsen nahe.

4. Läßt schon sorgfältigere Sprachvergleichung jede genauere Abgrenzung der „Urheimat“ als kaum möglich erscheinen, so legt die Untersuchung der älteren und ältesten Sprachdenkmäler erst recht die Annahme mehrheitlicher Abstammung der Siebenbürger Sachsen nahe; denn das ostmitteldeutsche Gepräge der ältesten Denkmäler nötigt im Verein mit dem Überhandnehmen des Sachsennamens, nach dem Mongolensturm, zu der Annahme einer Ergänzung der ältesten deutschen Pflanzungen durch obersächsische Siedler, etwa unter der Führung sächsischer Erbgrafen.

5. So viel nun aber siebenbürgisch=deutscher Sprachgeschichtsforschung auch daran liegen mag, die Frage nach der Herkunft der Siebenbürger Sachsen wieder aufzurollen, so wird sie die alleinige Verantwortung für den weiteren Gang der Verhandlungen doch ablehnen und der von unzulässiger Verquickung mit Sprachvergleichung befreiten Siedlungs- und Verfassungsgeschichte gerne einen gewissen Vortritt einräumen. Library Cluj

6. Im Vordergrund der Untersuchung steht aber heute die Frage nach der volkskundlichen Einheit der Siebenbürger Sachsen und ihrer Geschichte; ob sie nämlich schon als einheitliches Volk ins Land gekommen, oder erst im Verlaufe siebenbürgischer Geschichte volkliche Einheit erworben haben, vielmehr: inwieweit und in welchem Sinne das eine, und inwieweit und in welchem Sinne das andere anzusehen ist.

Oberschlesische Bilder

von Dr. Hilde Sellen-Gleiwitz

Der Tag des Glaubens.

Da ziehen sie hin zum heiligen Annaberg, der ihr Land überthront. Sie pilgern. In den Stunden, die wie Blätterfallen sind, wie die stille Traurigkeit eines Herbsttages, voll wunderbarer Bangigkeit. In den Stunden, da die Sünde auf ihren Seelen lastet, wie der graue Nebel auf den Blumen der Wiesen. Wie dieses unendliche Meer, in dem die Süßigkeit des Duftes ertrinkt, und die feinen Gräser vor Furcht zittern.

Hart ist der Weg zu Gott. Auf lehmigen, mühevollen Wegen steigen sie

auf, Berg- und Hüttenmänner, Frauen, viel Frauen. Und ihre hellen und rauhen Stimmen mischen sich mit den Stimmen der Wälder. Daß die Vögel in ihrem Lied innehalten, aufflattern vor der bunten Pracht der Kirchenfahnen, dem Glanz der Heiligenbilder. Vor den weißen Röcken der Jungfrauen, die wie weite, große Flügel durch den Wald schweben. Das Holz der Bilder schneidet in tragende Schultern. Eine seufzt. Eine stöhnt. Ein Kind weint irgendwo. Eine Mutter erinnert sich. Weint ihr Kind in der Wiege? Jetzt, während Müdigkeit sie taumeln läßt? Ein Stern ist plötzlich am Himmel. Ist er ein himmlisches Zeichen? Werden wir rein werden, wie in Morgenwind und Rosentau gebadet?

Sie pilgern an den Tagen, da die Sonne brennt mit weißer Glut. Da die Sonne Zorn ist, heiliger Zorn, den schmach tenden Sinnen unerträglich. Da das Leben voller Düsterniß ist, wie jene Landschaft, auf der die bleierne Gewitterwolke lastet. Sonne ist Verwirrung, Saumel. Da krampfen sich die Finger ineinander, da quälen sich Gebete aus trockenen Mündern wie Murren einer Schar von Sklaven. Da klebt der Rosenkranz in feuchten Händen. Und der Leib Christi glüht an suchende Lippen gedrückt. Und ist doch sonst wie kühl er Hauch. Hart ist der Weg zu Gott.

Unendlich langsam windet sich der Zug durch die Felder. Frauen lösen ihre Schuhe. Als wollten sie die Mohnblumen schonen, die der Wind schaukelt. Sie pflücken sie nicht. Sie gehen ausgedörrt wie in Höhlen und Winkeln, blind. Nur ihre Herzen hämmern den gleichen Rhythmus, nur ihre Lippen stammeln die gleichen Gebete. Unter Gottes Haupt, das feurige Strahlenbündel auf ihre Gesichter wirft, die in Demut sich neigen. Unter Gottes Sonne, die Feuer ist, das Strafgericht. Am Ziele lächelt Maria. Sie hat einen weichen Mund und das Kind greift nach den Blumen, die sich an ihre Füße schmiegen. Das Kind ist rosig wie der Frauen Kind daheim, Maria ist Mutter mit Herzen und Küssen, mit Sorge und Leid wie sie. Maria wird helfen. Wünsche flattern in ihren Schoß wie weiße Tauben zum Rand der Futterschale. Und Maria hilft.

Es ist, als wären die verführenden Gewalten schon gebannt. Im Schmerz zerrinnt die Seele, löst sich die Pein. Wunde Knie schmerzen nicht mehr. Kerzen glänzen, spiegeln sich in vertrauenden Augen. Frieden blüht auf in den Seelen.

Da wird der Tag so süß.

Der Tag der Hoffnung.

Berg des heiligen Kampfes. In deinem Schatten zuckten die Menschenknäuel, schleifte der Mantel des Todes durch Blut. In deinem Schatten verröchelten letzte Seufzer. In deinem Schatten ruhen sie nun. Und wenn die Glocken deiner Kirche über reife Felder singen, wenn Sensen das Lied des Sommers begleiten, schwebt ihr Fragen in den Lüften. Schwebt ihr Suchen wie zerflatternde Wölkchen am rosigen Gewölbe des Himmels. Ruhelos. Einer im Arm des Anderen, ruhen wir, ein Heer von Brüdern. Und suchen die Heimat. Wir haben die Nächte durchwacht und ihr habt geschlafen. Durch Stunden schien der Mond still zu stehen.

Wollte er den Ruf des ewigen Schlafes hinausziehen? Kein Gedanke lähmte unseren Arm, für euch zu sterben. Wir entsagten den Gipfeln, der Jugend und unser Blut rauschte auf im Saumel des Gefechtes. Vor unseren Lidern zitterten liebe Bilder. Die weißen Hände des Mädchens in die unseren gebettet wie ein Vöglein im Nest. Das Lächeln der Mutter am Morgen, als wir noch Kinder waren. Leise rauschten die Bäume. Als raune darin ihre Stimme. Sie war so wissend von zahlreichen Schmerzen, sie war ruhevoller Aushauch ihres Wesens.

Wir ruhen nun schon viele Jahre und harren der Ernte. Unsere Mütter weinen noch, unsere Kinder lachen wieder. Immer noch klammern sich rußgeschwärzte Blumen an die Mauern eurer Häuser. Ringen nach Atem. Immer noch heulen die Sirenen ihr schaurig Lied. Hochöfen laufen wie brennende Fackeln nach allen Seiten. Blut frißt an eurer Haut, Rauch beißt in euere Augen. Schlackenhalden liegen wie große Tiere dunkel und gefahrvoll. Reißt ihre glühenden Rachen auf, daß der Himmel in Feuersbrunst lodert. Eisen ist ungeheuerer Wut. Es zischt um euere Füße, es brodelst um euere Glieder, in ein Höllenetz seid ihr verstrickt. Seid Glieder der Kette, die Menschen an die Arbeit schmiedet, Tag um Tag, Nacht um Nacht. Immer noch glänzen die Sterne wie Lagerfeuer über der Erde, die unser Blut trank.

Doch wir, wir fragen nach den Früchten unserer Saat.

Wer gibt uns Antwort?

Wann kommt der große Tag, die neue Sonne für das Land?

O, daß der Tag in sehnenden Hirnen Gedanken bleibe, daß er in euren Pulsen hämmere, daß er in tausend bildenden Händen Form werde, dem Schoße der Nacht sich entringe, Freiheitslicht im Chaos eurer Tage!!

Und der Tag der Sage.

Unter Bäumenzweigen, die sie wie feine Seidenbänder umhüllen, träumen Holzkirchen. Lindendüfte wehen darüber hin, wie der feine Duft aus alten Truhen. Alte Mütterchen sind sie, zittrig und stumm versunken. Losgelöst vom Heute, an Ferne, Verdunkeltes hingegeben. Warum vermischt sich ihr Bild immer mit der Gestalt Großmutter's, ihren Runzeln, ihren welken Händen? Vielleicht, weil Großmutter's alter, zahnloser Mund stets Geheimnisvolles flüsterte wie die alten Kirchen von der Menschen wunderlichem Wandeln. Vielleicht, weil hinter ihrer Stirn Gedanken wachten wie ein Schatz auf tiefem Grunde. Märchenhaft dem Zauberbann verfallen. —

Großmutter erzählte. In Feierstunden vor der Tür, im Winter am warmen Ofen. Das waren die Stunden, da Niedergehaltenes, Verborgenes sich regte, frei werden wollte. Großmutter hatte eine schmerzhaft Falte um den Mund. War sie wirklich einmal jung? Großvater war Bergmann. Haben die Berge Erde, die auf Großvater lasteten, sein Leben lang auch auf ihrer Seele gelastet? Sie hatte große, graue Augen. Sie hatte den Wäldern nahe gelebt, in denen Räuber hausten. Etwas von der Furcht gejagter Tiere ist in ihrem Blick, der gepeinigten

Kreatur, die das Dunkel der bergenden Höhlen liebt. Und ihre Hände sind ineinander verschlungen wie zwei Waisen. Als fühlten sie ein unentrinnbares Schicksal.

Großmutter erzählte. Vom Berggeist, dem Skarbnik. Großvater hatte still vor sich hin gearbeitet, Häuer kamen, riefen „Glück auf“. Da war plötzlich ein kleines, buckliches Männchen neben ihm, bat um Brot. Großvater gab ihm die Hälfte. Und dies Nacht für Nacht. Und wenn Großvater ein wenig ausruhte, für Augenblicke einschlief, war seine ganze Arbeit getan. „Die Güte, den Gehorsam, das Mitleid prüft der Berggeist und belohnt dann reichlich“, sagte die alte Frau. „Und doch muß man auf der Hut sein. Denn der Berggeist ist einmal eine Maus, die auf den Füßen sitzen bleibt, ist ein schwarzer Hund mit feurigen Zungen. Manchmal lacht es auch nur im Gestein. Als lachten Dämonen der Arbeit der Menschen Hohn. Dann betet der Bergmann angstvoll sein Vaterunser, bekreuzigt sich viele Male. Und der Spuk weicht. Der Skarbnik kann der Wind sein, der die Lampe löscht, kann ein fremder Bergmann sein, mit dem man Karten spielen muß. Und er greift in die Berge Rohle am Boden und es wird lauter Gold. Auch der Gewinn muß geteilt werden, Habgier bringt Strafe, Schabernack, ja auch den Tod.“ —

So erzählte Großmutter. Und die Welt war so bunt, und Dämonen kämpften mit Engeln. Wasser und Erde, Himmel und Wolken trugen Schaumgebilde ihrer Phantasie, zerflossen, formten sich neu in ihren Händen. Es flüsterte am Kreuzweg, und es rumorte (in alten Kästen. a Großmutter ist nicht mehr.) Sie war wie ein Gast, der mit seinem Kommen beglückte, und der doch am Abend fortging, niemand weiß wohin. Und der alle Kinderträume mit sich nahm, versteckt in den weiten Falten seines alten Kleides.

Der der Seele Reichtum, Fülle, wohliges Erschauern nahm.

Großmutter hielt unser Herz in behutsamen Händen.

Sie war die süße Melodie im Liebe der Kindheit.

Die ukrainische Minorität in Rumänien

von Theodor Bilenky-Ezernowitj

Um das Recht eines Volkes auf seine kulturelle Entwicklung zu begründen, bedarf es eigentlich keiner historischen Argumente. Es genügt vollauf, auf die Existenz des besagten Volkes auf seinem Territorium hinzuweisen. Wenn wir im folgenden auch einen kleinen historischen Überblick geben, daß die ukrainische Kolonisation in der Moldau seit dem 10. Jahrhundert und früher bestanden (natürlich bald schwächer bald stärker werdend, wie es halt die Ereignisse mit sich bringen), so

geschieht dies nicht, weil wir diesem Argument irgendwelche besondere Bedeutung im praktischen Leben beimessen, besonders in der gegenwärtigen Zeit, da durch die Proklamierung des Selbstbestimmungsrechtes durch die Friedensschlüsse von Paris ein modernes Prinzip im Völkerleben gesiegt hat. Wir wollen nur dartun, daß jene rumänischen Kreise, welche durch geschichtliche Argumente das ukrainische Volk in der Bukowina entrechteten wollen, auch mit diesen ihren Beweisen kein Glück haben. Übrigens ist das ein gar zu veraltetes Prinzip, die Nichtexistenz eines Volkes zu beweisen, um dasselbe seiner Rechte zu entkleiden: *Non existentibus nulla sunt iura.*

Vor allem müssen wir vorausschicken, daß die Moldau in seinem mittleren und südlichen Teile ein fast beständiges Durchzugsland für die Horden der Awaren, Petschenegen, Rumanen und späterhin Tataren war, so daß hier nur eine schütterte Kolonisation von steter Gefahr bedroht, aufkommen konnte. — Diese Bevölkerung mußte auch ziemlich fluktuierend sein. Auch die ukrainische Kolonisation, die seit der Ausbreitung der Ostflawen im 10. Jahrhundert, vielleicht auch schon früher in der Moldau am Dnjestr und Pruth einheimisch war (siehe Nestors Chronik über die Ulitschi und Siverci), konnte sich hauptsächlich im Nordwestwinkel der Moldau, also in der heutigen Bukowina halten. Sie wurde dann durch spätere Zuzüge, besonders als die genannten zwei Stämme von den Petschenegen und Rumanen in die Karpathen gedrängt wurden, verstärkt. In der Riewer Chronik werden die ersten Kolonien wie Ruczelemin (vielleicht Ruczurmik oder Rozman), Wasilen Onut erwähnt.

Es kommt dann in den Nachrichten bis zum 12. Jahrhundert über diese Gegenden eine große Lücke. Es fehlt da jedwede Spur einer direkten Nachricht über die ukrainische Kolonisation. Jedoch ist es einem modernen Forscher namens Brüste auf Grund einer historischen Analyse der ins Rumänische eingedrungenen älteren ukrainischen Sprachelemente gelungen, die Zeit beiläufig festzustellen, wann die beiden Völker, das rumänische und das ukrainische miteinander in Berührung gekommen sind (nämlich im 12. bis 13. Jahrhundert). Aus diesem Einflusse ersieht man deutlich das Vorhandensein von Ukrainern auf moldauischem Gebiet. (Siehe Brüste, Die russischen und polnischen Elemente des Rumänischen.) Auch der rumänische Slawist Cancel sagt in seinem Werke *Termene de plug*, daß 3. B. das Wort *Kobily* vom altruth. *kobyla* kommt.

Auch die Namen der moldauischen Flüsse wurden von Professor Weigand in seinem Aufsatz: *Ursprung der südkarpathischen Flußnamen in Rumänien*, größtenteils als ruth. Ursprunges erkannt; und zwar in ukrainischer Form wie *Homora*, *Saloneţ*, *Bilka*, *Sucha* usw. (Siehe XXVI.—XXIX. Jahresbericht des Instituts für rumänische Sprache zu Leipzig, S. 70.)

Diese Beweise genügen allein, um eine alte ukrainische Kolonisation nicht nur in der Bukowina, sondern in der ganzen Moldau zu erhärten.

Die Spatiower Handschrift ist ein deutlicher Hinweis darauf, daß damals trotz der äußerst schwierigen Verhältnisse bis an die Donau, die damals unter

dem Drucke der kumanischen Horden stand, eine ukrainische Kolonisation neben anderen vorhanden war. Dies wird um so verständlicher, als der Kumanenhäuptling der Bug-Dnjeſtr-Pruthlinie infolge der großen Entfernung vom Kumanenzentrum in den Wolgasteppen gezwungen war, mit dem mächtigen Haliczzer Fürsten Jaroslaw Osmomyſl († 1187) freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten. An derselben Stelle wird auch von den Truppen des Iwan Berladnyſ (etwa 6000 Mann) Erwähnung getan.

Im Jahre 1187, also zur Zeit als noch dieser Fürst lebte, wurde das berühmte ukrainische Heldenlied über den Heereszug Jhvis verfaßt, welches den unglücklichen Feldzug des Schwiegersohnes Jaroslaw gegen die Kumanen schildert. Unter anderem wendet sich der unbekannte Verfasser an Jaroslaw mit den Worten: „Du Jaroslov Osmomyſl, hoch oben sitzt du auf deinem goldbeschlagenen Throne, stützend die Karpathen mit deinen eisernen Heerscharen, dem Könige (von Ungarn) den Weg verlegend, die Donautore sperrend und schwere Lasten bis über die Wolken werfend und bis an die Donau herrschend.“ (Slovo o polka Ihorevi, Teil X). Es wird hier auf den Herrschaftsbereich dieses Fürsten hingewiesen. Daß unter diesen Umständen auch die ukrainische Kolonisation, die als des herrschenden Volkes bis in die fernsten Gegenden der späteren Moldau (bis an die Donau) und erst recht in den zunächstliegenden Teil, der gleich hinter dem Dnjeſtr liegt, und nunmehr Bukowina heißt, vordrang und die frühere ukrainische Bevölkerung verstärkte, ist selbstverständlich. Nach kurzen Wirren kommt dann das Haliczzer Reich nach dem Tode Jaroslaws in die Hand des tatkräftigen Fürsten Roman, der jedoch nach kurzer Zeit stirbt. Von diesem berichtet die Geschichte, daß er mehrere Kumanenheere auf's Haupt schlug.

Zur Zeit der Regierung seines Sohnes Daniel bricht in Halicz im Jahre 1229 eine Adelsverschwörung aus, welche Bewegung vom Fürsten aber bald niedergeschlagen wird. Die galizische Chronik erzählt in dem genannten Jahre Folgendes: „Am nächsten Tage stand Daniel auf, umritt die Festung, und nachdem er das haliczzer Landaufgebot versammelt hatte, stellt er sich in der Quere auf von 4 Seiten, und zwar hatte er das galizische Aufgebot von der Bobrka sogar wie auch bis Uſchiza und zum Pruthfluße versammelt.“ Wir sehen daraus, daß der Fürst in dem Viereck Bobrka – Uſchiza – Pruth Truppen zusammengezogen, also eine Mobilisierung angeordnet hatte. Offenbar mußte hier nicht nur eine ukrainische Kolonisation, sondern auch Garnisonen bestanden haben. Eine solche war auch auf dem Cecine (siehe Jorga).

Nunmehr kommt für das Haliczzer Fürstentum eine traurige Zeit, die des Satareneinfalles von 1240. Sicherlich hat da auch die Bukowinaer ukrainische Kolonisation gelitten, doch ist wohl schwerlich nachzuweisen, daß sie ganz verschwunden wäre. Abrigens kommt nach Daniel die tatkräftige Regierung Leos und dann Georgs des I. und seiner beiden Söhne.

Das galizische Reich gewinnt auch das karpathische Land von Munkács, Ungvar. Hier wird die ukrainische Kolonisation noch mehr verstärkt. Es kann somit

daß Karpathenvorland Bukowina nicht verloren gegangen sein, um so mehr als Galizien die Oberhoheit des Chans der Wolga anerkannt hatte.

Nunmehr kommt das Jahr 1340. Der Haliczzer König Georg II. wird von den Adeligern ermordet. Das Land bleibt einige Zeit ohne Herrscher. Die beiden Nachbarn Polen und Ungarn verständigen sich, um das Land an sich zu reißen. Der Tatarenchan, der die Oberhoheit über dieses Land hatte, schickt ein Heer gegen Polen und es wird Halicz bis 1349 von einem Reichsverweser verwaltet. Dann erneuert Ludwig der Große mit Kazimir von Polen den Kampf um das Königreich. Ludwig unternimmt mehrere Feldzüge gegen den Tatarengeneral zwischen Dnjestr und den Karpathen. Dieser Kampf endigt siegreich für den ungarischen König, aber an diesem Kampfe nehmen auch die Rumänen des Marmaroschgebietes und mit ihnen sicherlich auch ukrainische Stämme dieses Gebietes teil. Die Rumänen siedeln sich in größeren Massen in der Moldau an und begründen ein Fürstentum. Es ist selbstverständlich, daß zur Zeit dieser Gründung das ukrainische Element, wenn auch schütter das Land am Sereth und Pruth bewohnte; denn Eustratu Logofätul (zur Zeit V. Lupus also im 17. Jahrhundert) erzählt von Dragoş, daß er einen gewissen Iaşco (einen Ukrainer) bereits dortselbst angetroffen hat. Dieser Bericht mag sonst sagenhaft sein, doch kann auf Grund desselben die Existenz von Ukrainern in den vorkarpathischen Gegenden, insbesondere in der Bukowina nicht abgewiesen werden, besonders wenn die aus den sprachlichen Erscheinungen von Brüste gezogenen Schlüsse in Rechnung gezogen werden. Ubrigens müssen mit den Truppen Ludwigs auch Ukrainer¹⁾ gegen die Tataren gezogen sein, die doch schon eine mehr als 100-jährige Erfahrung im Kampfe mit dieser Volke hatten. Wisłocki in Helmoltz Weltgeschichte sagt ausdrücklich: „Aus der Marmaroscher Gegend waren nämlich mit dem Eroberer Bogdan sicherlich nicht wenige Litauer und Ruthenen nach dem Sereth gezogen“ (noch in den Urkunden Stephans des Großen, zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts, stößt man auf viele ruthenische Namen). Interessant ist hiebei die Bemerkung desselben Chronisten (E. Logofätul): „Iară Iaşco prisăcarul, dacă au înţeles de descălecare Maramureşenilor au adus Leşi (Ruteni) şi au descălecat pe apa Suceava în sus şi pe Siret spre Botoşeni“ (Cogălniceanu, Letopiseşe, p. 279). Dieser Teil dieses Berichtes ist schon nicht mehr legendär, er reflektiert auf die Siedelung der Ruthenen in späterer Zeit. Diese Bemerkung weist darauf hin daß zu Zeiten des Chronisten und früher die Ukrainer von Botoşani bis zum Dnjestr wohnten. Es ist ausgeschlossen, daß diese Bevölkerung bei den damaligen Völkerbeziehungen gegen Ende desselben Jahrhunderts, also im Zeitraume von mehr als 50 Jahren, vollkommen aufgesogen worden wäre. Ubrigens weicht auch jetzt die ukrainische Kolonisation nicht viel von der damals geschilderten. ab.

N. Costin nimmt diese Schilderung der Gründung Moldaus wieder auf und sagt: „Aşisderea şi Iaşco a chiamat Leşi de ai săi, şi i-au aşezat pe lângă apa

¹⁾ In der Marmarosch und der Ukraine seit dem 9. und 10. Jahrhundert ansässig, verstärkt durch die Kolonisation von Ruthenen nach den Tatareneinfällen.

Sucevei și i-au strâns o mulțime de au împlut locul. Românii în jos până în Dunăre, iară Leșii sus până în hotarul Țerei Leșești“ (Cogălniceanu, Letopisește, p. 84). Dieser Bericht reflektiert offenbar auch auf die Gegenwart, sonst würde er nicht so apodiktisch geäußert worden sein. Nicolai Costin lebt schon im 17. und 18. Jahrhundert.

Doch gehen wir ein wenig zurück, und zwar auf die Zeit Stefans des Großen. Damals entstand in Galizien infolge der polnischen Unterdrückung zu gunsten der Moldan eine Irredenta, welche Stefan gut auszunutzen verstand. Ja es kam sogar zu einem Aufstande der Ukrainer unter Führung eines gewissen Mucha, der etwa 10.000 Mann unter sich vereinigte. Doch wurde diese Bewegung nicht rechtzeitig unterstützt und von den Polen nach hartem Kampfe unterdrückt. Indessen wurden den ukrainischen Adelligen, welche an diesem Aufstande teilgenommen hatten, vom polnischen Könige die Güter konfisziert. Diese Konfiskation ist uns in Urkunden erhalten. Die Geächteten suchten in der Moldau bei Stefan dem Großen Schutz, woselbst sie in den Dienst aufgenommen wurden.

Während des Krieges dieses großen rumänischen Helden gegen den polnischen König Albrecht, welcher bekanntlich von den moldauischen Truppen mehrmals auf Haupt geschlagen wurde, drang der Woitwode in Galizien ein und führte über 100.000 Seelen ruthenischer Bevölkerung weg und siedelte sie in der Moldau an. Der Chronist Ureche bemerkt dabei: „Și mulți oameni, bărbați și muieri și copii i-au luat robi mai mult de o 100 de mii ce i-au așezat în țeara sa, de trăiește și până astăzi limba rusească în Moldova, ales pe unde iau descălecat“ (Cogălniceanu, Letopisește, vol. I. p. 174). Wenn man bedenkt, daß die Worte um die Mitte des 17. Jahrhunderts geschrieben wurden, so ist es klar, daß diese Kolonisation seit Stefan des Großen nicht nur weiter bestand, sondern sich auch stark vermehrt haben mußte. Wir müssen uns dabei als selbstverständlich hinzudenken, daß infolge der Zugehörigkeit von Pokutien zur Moldau, von Galizien her auch andere Kolonisten herbeiströmten, besonders da zwischen diesen beiden Volkselementen infolge der gleichen Religionsinteressen ein reger Verkehr bestanden hat.

Unter Petru Rareș rührt sich die ukrainische Bevölkerung von Pokutien wieder und ruft die Moldauer gegen die polnische Regierung zu Hilfe. Sie unterstützt den, Woiwoden, als er in Pokutien eindringt. (Siehe Ursu, Petru Rareș, p. 110.)

Ein deutscher Chronist Reicherstorfer, der die Moldau um diese Zeit bereiste spricht von den verschiedenen Völkern, die außer den Rumänen das Land bewohnen und hebt an erster Stelle insbesondere die Ruthenen hervor. Auch meint er, daß eine große Eintracht zwischen den verschiedenen Völkerstämmen herrsche. (Siehe, Ursu, Petru Rareș.)

Von der Existenz des ukrainischen Volkes in der Moldau im 17. Jahrhundert haben wir schon oben gesprochen, als von Ureche die Rede war. Dieser sagt ausdrücklich: „și trăiește și astăzi limba rusească în Moldova.“

Dieses bestätigt uns ausdrücklich Krefwiz, ein siebenbürgischer Reisender, der sagt, daß zu seiner Zeit (1685) in der Moldau außer anderen Völkern auch

Reußen wohnen. Er fügt wohl auch hinzu, daß sie rumänisch sprechen, damit ist aber nicht gesagt, daß sie Rumänen seien. Denn wie könnten sie sonst „Reußen“ sein? Ubrigens wird von D. Cantemir in seinem Werke „Descriptio Moldaviae“ die Kenntnis der rumänischen Sprache seitens anderer Völker bestätigt, ohne daß sie entnationalisiert wären.

Hören wir, was D. Cantemir in dem oberwähnten Werke von den Nationalitäten der Moldau sagt: Er zählt sie sämtlich auf und nennt auch Ruşi sowie auch cazaci. Weiters spricht er von „Ruşii au fost sortiţi în Moldova la veşnica robie.“ Weiters: „Țăranul curat moldovenesc nu este nici unul. Aceia care să găsesc sînt de origina rusească.“

Endlich sagt er: „Acei (Ruşi) cari au fost aduşi din Polonia în Moldova de mijloc, au uitat limba lor (va să zică nu toţi au fost colonizaţi în mijlocul Moldovei); cei cari locuiesc la hotarele Poloniei vorbesc şi până acum ruteneşte şi leşeşte (cap. XVI).

Die ukrainische Kolonisation erfährt dann eine Verstärkung durch Ansiedlung von Saisonarbeitern im 17. Jahrhundert und endlich im 19. Jahrhundert durch Zuwanderung aus Galizien. Es ist somit die jetzige ukrainische Bevölkerung der Bukowina ein Produkt mehrfacher Schichtung, die zu verschiedenen Zeiten zustande gekommen ist. Sie existiert, sie ist eine Tatsache, eine Wirklichkeit, sie kann durch nichts weggeleugnet werden und wenn auch einige rumänische Namen sich unter der ruthenischen Masse finden, so ist das bei der Überzahl der Bevölkerung begreiflich. Ebenso wie es eine begreifliche Tatsache ist, daß es unter den jetzigen Moldauern viele, sogar sehr viele entnationalisierte Ukrainer gibt, die dort wieder unter der überwiegenden Zahl der rumänischen Bevölkerung eine Minderheit waren. In Ländern, wie die Bukowina, wo die ethnographische Grenze hindurchstreicht, ist das eine stetig auftretende Erscheinung.

Wenn man aber auch der Genealogie einer solchen rumänischen Familie mit rumänischem Namen auf den Grund geht, so findet man häufig, daß die Mutter, oder Großvater oder die Großmutter mütterlicherseits oder, die dem Namen nach verschwinden, eine Ukrainerin war. Dieselbe Erscheinung ist zwischen Tschechen und Deutschen, zwischen Polen und Deutschen, zwischen Franzosen und Deutschen usw.

Wir halten uns an den Grundsatz: *quieta non movere*; denn das entgegengesetzte Prinzip kann auch von anderer Seite ausgenützt werden. Und nicht immer steht einem die Macht zu Gebote.



Als ich noch Kleetenkerl war

Stimmungsbilder aus Estland

von Karin Leer-Reval

Kleetenkerl! höre ich sie entrüstet ausrufen, die feinen Näschen rümpfend. Eine Dame, und Kleetenkerl! Fi donc! Das riecht ja nach Schmierstiefeln und . . . na usw. Man sagt natürlich immer und so weiter, wenn man nichts weiter zu sagen weiß. Bitte, ja nicht böse werden, die Anwesenden sind selbstverständlich ausgenommen! Also, ja, meine lieben Mitschwestern, ich war wirklich und wahrhaftig Kleetenkerl, hatte Schmierstiefel an und war oft recht schmutzig! — so recht gestimmungstüchtig schmutzig! „einfach süß!“ Mein Paletot war nichts anderes als ein Kompott von Staub, Hafer- und Gerstenmehl, Roggen- und Weizenmehl, Syrop, Maschinen- und Zylinderöl, Ölkuchen, Räudemittel und Brake: alles Produkte meiner geliebten Kleete, mit Ausnahme der Brake, die einen „geistigeren Ursprung“ hatte. Außerdem enthielt dieser unerschöpfliche Raum noch Salz, gesalzene Fischchen, einen Schatz verschiedener Nägel, Pflugspitzen, und, ich wage es kaum zu sagen, eine Sonne „verflossenen“ Salzfleisches, das, als Souvenir aus der Bolschewikenzeit pietätvoll verwahrt worden war, vom jetzigen Besitzer aber pietätlos entfernt wurde, denn „es roch zu sehr gen Himmel“. Das Syropfaß aber stand so recht behäbig, klebrig und gewichtig da, und übte unleugbar die größte Anziehung auf Alt und Jung aus. Alle, der Stallmeister sowie die Deputatisten und unzähligen Kinder des Hofes, strichen wenigstens einmal mit dem Finger über den süßen Rand desselben hin, um auf diese Weise den Geschmack des kostbaren Inhalts sachverständig zu prüfen, und ich mußte bloß immer aufpassen, daß nicht einer einen tieferen Griff tat.

Ja, seine Augen mußte man oft hinten und vorne haben, wenn sich alles um einen drängte, und tausenderlei Anforderungen auf einmal herantraten. Ganz heiß konnte es einem manchmal werden, besonders am Montag, dem offiziellen Kleetentage. Da galt es das Deputatforn abwiegen, die Wochenration für die Tiere ausgeben, das Abladen der Hafervorräte in den verschiedenen Ställen beaufsichtigen, sowie die richtige Futtermischung mit Häffel herstellen zu lassen, und dann wieder zurück zur Kleete eilen, um irgendein geschlachtetes Schwein oder verkaufte Kälber zu empfangen und zu wiegen. Ja, heiß ging es her, aber um so schöner war es, wenn sich alles ordnungsgemäß abwickelte!

Doch nicht nur in der Kleete, nein, auch in der Darre war ich beschäftigt. Eifrig und unermüdet ratterte die Windigungsmaschine, unreines Korn verschlingend, gereinigtes ausspeiend, begleitet, vom überzeugten aber meist falschem Gefang meiner vier flinken Mädels. Immerfort mußten neue Säcke zum Füllen

Anmerkung. Kleete heißt in Estland ein Kornspeicher. — Kleetenkerl = Aufseher im Kornspeicher.

Diese Erinnerungen stammen aus der Zeit vor der Enteignung der Güter.

bereitstehen oder die kleinen Maßkassen in die Salven entleert werden. Nur nicht rasten, nicht rasten, denn das kleine ratternde blaue Ungetüm speicherte Vorräte auf Vorräte neben sich auf. Oh, und diese verfligten Säcke, die sich stets meiner Oberaufsicht entzogen, und an den möglichsten und unmöglichsten Orten zusammengesucht werden mußten! Bei alledem wurden wir von einer feinen aber dichten Staubwolke eingehüllt, ein Staub, der in alle Nasen- und Rachengänge eindrang und zu Hause nur durch gründliche Wäsche entfernt werden konnte. Ohrenbetäubend war der Lärm um uns, man konnte oft sein eigenes Wort nicht verstehen, und doch sprach so viel warmes, pulstierendes Leben aus jeder kraftvollen Bewegung und aus jeder Kurbeldrehung.

Der Zeiger der Uhr rückt auf vier. Diese Stille umgibt mich, während ich auf die letzten Kornfuhren, die vom Drusch zugeschickt werden sollen, warte. Langsam trete ich in den blendenden Schnee hinaus, Umschau haltend. Hier und da piept ein Spak. Die Sonne neigt sich ihrem Untergange zu. In leisem Rot erstrahlen die entlaubten Wipfel der Bäume; auf der nahen Hoflage gleißen die Fenster in purpurner Glut, die unscheinbaren Knechtshäuser hüllen sich in rosigem Schimmer, und dünken sich Feenpaläste zu sein. Doch nur kurz ist ihr Traum von Pracht und Reichtum; die Sonne sinkt niedriger und die kleinen, halbblinden Scheiben blinzeln matt und verschlafen einem neuen Alltag entgegen. Geht es dir nicht auch so, meine Seele? Du glaubst, einen leuchtenden Schatz von Glück gewonnen zu haben, und siehe, es war nichts, als ein rosig beschienenes Trugbild!

Leise fröstelnd kehre ich in die Darre zurück, und begebe mich aufs Draht. Auch hier dringen die letzten Sonnenstrahlen hinein und verwandeln das staubige Korn in flüssiges Gold. Freue dich, o Mensch, über jeden noch so flüchtigen Strahl, der dich berührt, fange ihn auf mit allen Fasern deiner Seele. Der graue Alltag bleibt nicht aus, du aber hast dann etwas Lichtes hinübergenommen, an dem du in der Erinnerung noch lange zehren kannst.

Eine angenehme Wärme umfängt mich. Die Dämmerung und die Stille ringsum lullen mich ein. Wohlig strecke ich mich auf das weiche Korn, und langsam fallen mir die schweren Augenlider zu. Da, ein Knirschen in der kalten Winterluft, die Fuhren halten vor dem Aufzuge. Schnell werden die Säcke auf die Dresfne geladen. Die Männer und Mädel glitschen und stolpern die vereisten Sparren zum Boden hinauf, unter derben Wizen und rohem Gelächter wird das Korn hinaufgewunden, alle Türen und Luken geschlossen, und die arbeitsmüde Schar strömt eiligst ihren heimischen Penaten zu.

Sieben Uhr abends. Der letzte Gaul, das kugelrunde Milchpferd, nimmt seinen Platz im Stall ein. Die anderen spielen verwundert mit den Ohren ob dieses späten Heimkömmlings; stehen sie doch schon lange vor ihrem duftigen Heu und harren der Dinge, die da kommen sollen. Bei meinem Erscheinen geht ein freudiges Prusten durch die Reihen meiner zweiunddreißig Schutzbefohlenen. Die Futterkiste steht schon inmitten des Stalles und ein Petroleumlämpchen erleuchtet nur spärlich den Ort der Handlung. Hier und da faust eine Riesenratte

durch den Raum oder ein winzigkleines Mäuschen piept auf einem Futtertroge. Ein armes, elternloses Kind! Der Stallmeister schleppt mühsam keuchend den Hafersack herbei, und die Aufregung der Wartenden sowie der Lärm schwellen von Minute zu Minute an. Die edlen Tiere, stampfen und wiehern, beißen sich über die Zwischenwand der Stände, schlagen aus, erheben ein Wutgeschrei. Manche sanfte Naturen treten so weit die Kette reicht zurück und so gelingt es ihnen im Frieden zu leben, obgleich es dem bösen Nachbarn nicht gefällt. Der Stallmeister und ich werden voll Ungebuld am Ärmel gezupft, oder eine weiche Lippe nähert sich unserem Gesicht, auch heißt es bei den ganz bösen tüchtig ladieren damit nicht ein Stück der Garderobe ihnen zum Opfer fällt. Ganz außer Rand und Band vor Erwartung sind aber die Jüngsten von den Jungen. Mit beiden Vorderbeinen springen sie in den Futtertrog, verwickeln sich in ihre Kette, strampeln und betragen sich so ungebärdig, daß nur ein schnelles Eingreifen, das Abreißen des Halsters ein Unglück verhütet. So plötzlich befreit, vollführt der Unband noch eine lustige Galoppade durch den ganzen Stall, verfolgt vom fluchenden Stallmeister. Oder ein Hengst hat sich losgerissen und macht mehr oder minder temperamentvolle Besuche in den einzelnen Ständen, wobei es nicht ohne Biß und Gegenbiß abgeht; die Nerven des Stallmeisters aber sind gespannt wie die Stricke und große Schweißtropfen perlen auf seiner Stirn. Endlich ist die Ruhe mit Hülfe des verteilten Hafers hergestellt; man hört nur das friedliche Rauen der Köhlein und dann und wann das behagliche Schlürfen aus dem Trinktrog, der mit duftender Brate gefüllt ist. Pferdeherz, was willst du mehr! Das leckerste Eischlein deck dich ist dir bereitet! Ich wandere mit meinem Laternchen von Trog zu Trog, streue etwas Hafermehl in das Getränk und prüfe mit der Hand, ob sie schon bald am Ende ihrer Mahlzeit sind, oder stehe sinnend, lasse die Gedanken in weite Ferne schweifen und tue ab und zu einen Blick in mein eigenes Ich! Freunde wurdet ihr mir, ihr lieben Tiere, und so manche stille segensreiche Stunde der Einkehr habt ihr mir verschafft. Wie liebte ich dich, du mein Kleines, wie gern ließ ich mich von dir beschnuppern; wie sanft und zärtlich konntest du sein! Wie empört war ich, als dir beim Beschlagen eine rohe Hand so einen Hieb versetzte, daß du schwer erkranktest, und wie freute ich mich, als du unter meiner liebevollen Pflege sichtlich genasest. Auch du, arme Alte, hast mir mit deiner Gelenkgeschwulst so manche sorgenvolle Stunde bereitet, und mußtest von kundiger Hand mehrmals operiert werden, ehe es besser wurde. Noch sehe ich deine ängstlich aufgerissenen Augen, wenn ich mich dir nahte, um dich zu verbinden; du hattest ja bei jeder Berührung so starke Schmerzen, und ganz erleichtert trabtest du nach vollbrachter Kur wieder in deinen Stand. Wie froh war ich, als ein stark räubiger Gaul sich wieder unter meiner Fürsorge erholte, und hübsches, glänzendes Fell bekam. Ja, ich liebte und kannte sie, die Braven wie die Bösen, waren sie doch alle meiner Obhut anvertraut, meine Kinder, an denen ich viel Freude erlebte.

Der erste im Monat. Probemelktag. Die sonst so kräftigste Wirtin ist an diesem Morgen unheimlich „schmantig“, fällt doch dann auch für sie ein wohl-

schmeckendes Butterbrot ab. Sie klopfte um drei an meine Tür. Hurtig schlüpfte ich in die Kleider und wandere mit ihr in die sternklare Nacht hinaus. Ach, wie das wohl tut diese kalte, reine Luft. Mein Butterbrot in der einen, die Probemesslöffel in der anderen Hand tappte ich hinter ihrer Laterne drein, die einen blendenden Schein vor mir herwirft. An der Stalltüre erwarten uns schon die Melkerinnen und drinnen empfängt uns eine kräftige, feuchtwarme Luft. Die Kühe liegen in friedlichen Reihen nebeneinander und läuen bedächtig wieder; nur hier und da klirrt eine Kette oder ertönt ein schläfriges Brüllen. Die Beleuchtung ist spärlich, doch da es ein moderner Ausmistestall¹⁾ ist, so tritt man auf harten Boden. Die Melkeimer und die Geschirre werden hervorgeholt, der Tisch mit dem Melkeimer aufgestellt, und die Prozedur beginnt. Langsam, fast widerwillig, richten sich die Kühe aus ihrer bequemen Stellung auf, und eintönig rieselt die weiße Flüssigkeit in den Eimer. In gleichmäßigen Abständen treten die Weiber an meinen Tisch, entleeren ihre Geschirre, nennen mechanisch die Nummer der gemolkenen Kuh und gehen mit automatischen Schritten, laut gähmend, um ein anderes Tier aus seiner Beschaulichkeit aufzurütteln. Es liegt eine unüberwindliche Schläfrigkeit über der ganzen Umgebung; selbst das gleichmäßige Aufschlagen und Klirren der Geräte, mit denen der Stall gereinigt wird, das immer wiederkehrende, im hellen Distanz ausgestoßene „nu Brauner“, das Anziehen des Schlittens, wirken wie ein Schlummerlied. Was Wunder, wenn ich, nachdem das letzte Tier gemolken und vermerkt worden ist, in der Morgendämmerung schnell ausschreite, in mein Bett schlüpfte und noch ein paar Stunden fest und gut schlafe.

Über wahrhaftig, ich bin ganz schläfrig geworden. Nanu? Die Uhr rückt ja auch schon auf Mitternacht! Donnerwetter, was doch dieses hübsche, alte Weiblein, die Erinnerung für eine Zauberkräft besitzt. Da kramt sie nun seit Stunden in den alten Kumpelkammern meines Gehirns herum und unterhält mich mit „ollen Kamellen“, und Euch alle mit. Nehmt es mir nicht übel, daß es so lange währte. Gute Nacht!

Bierjudendeutsche Dichter

von Fritz Heinz Reimesch

Wahlitz und Haas', Strobls und Hohlbaums diesjährige Dichterfrucht liegt vor uns in der gediegenen Ausführung des altbekannten Verlagshauses L. Staackmann, Leipzig, dessen Interesse für die Grenzdeutschen stets sehr stark gewesen ist. Zwei historische Romane, ein Abenteuer- und ein Musikerroman. Nur Wahlitz schöpft ganz aus der Heimat; Haas bringt seiner zweiten Heimat Kärnten zur 10. Wiederkehr des Abstimmungstages eine Festgabe dar; Mähren, Wien und der Robenzl sind Strobls Orte phantastischer Geschichten, Hohlbaums

¹⁾ Bei Ausmisteställen wird der Dünger im Winter mit Hilfe eines Schlittens herausbefördert.

spannend zu schildern vermocht, dabei aber auch gleichzeitig einen hervorragenden Gesellschaftsroman des Vormärz geschrieben, bei dem ihm ein auslanddeutscher Stamm, die ungarländischen Schwaben, besonders Dank wissen werden ebenso wie die geburtsärztliche Wissenschaft, weil er als Nebenfigur das Schicksal des Schwaben Semmelweis aus Pest in seinem Kampfe gegen Trägheit und Unvernunft erzählt. Semmelweis, bekanntlich der Entdecker des Erregers des Kindbettfiebers, dem früher Hunderttausende von Frauen verfielen, ein Wohltäter der gesamten Menschheit, kämpft einen schier aussichtslosen Kampf gegen die scheel-süchtige Borniertheit der Wiener Professoren, die den jungen Mann mit seinen Theorien nicht hochkommen lassen wollen. Heute sind diese längst Allgemeingut der Menschheit; Semmelweis hat sein Denkmal in seiner Vaterstadt, doch wird das Denkmal, das Strobl dem verdienstvollen Donauschwaben errichtet hat, vielen Freunden des Auslandsdeutschums und vor allem diesen selbst als erfreuliches Zeichen dessen dienen, daß die Dichter auch auslanddeutsche Motive mehr in den Kreis ihrer Gestaltung ziehen.

Die Musikernovellen Robert Hohlbaums gehören bekanntermaßen zu den auserlesensten kunstgeschichtlichen Lebensgestaltungen unseres modernen Schrifttums. Mit seinem Roman „Das klingende Gift“ tritt Hohlbaum augenscheinlich in eine neue Epoche seines von der Musik so stark beeinflussten Schaffens ein. Allein schon diese Tatsache kann uns neugierig machen. Der Roman ist eine Kampfansage gegen die Mörder der Melodie, gegen die Verneiner der Göttlichkeit der Musik, gegen die widerlichen Geschäftemacher des heutigen Musiklebens — er ist ein Heldenepos der tiefen Musikalität, ist fromme Anbetung deutscher Kunst, die in den Meisterfingern ihre Vollendung fand. Die feinste Seite echten Wiener-tums ist die Musikschwärmerei; die Menschen, die so ganz in Musik aufgehen, die, wenn sie in die Oper gehen oder zu Hause am Klavier sitzen, sich von der Erde sichtbarlich lösen und ihre Seelen in freiere Regionen schweben lassen, werden von Hohlbaum, der selbst einer der ihren ist, mit so innigem Mitempfinden gezeichnet, sie sind so ganz echt, daß man — wenn man auch nur etwas musikalisch ist — innigste Freude an ihnen und an der Kunst ihres Gestalters findet. Aus dieser Begnadetheit Wiener Menschentums wird auch in späteren Generationen unserem Volke noch Großes kommen. Gewiß werden die Strawinski-Jünger dies echt deutsche Werk verlachen, aber es werden sich Hunderttausende finden, die dankbar Hohlbaum zustimmen, daß er es gewagt hat, in dieser Zeit brutalen Amerikanismus und übelsten Startums sein Kampfbuch für die Göttlichkeit der Harmonie uns geschenkt zu haben!

Rundschau

Dr. Carl Georg Bruns †

Carl Georg Bruns ist 40 jählig, im Vollbesitz seiner Kräfte und auf der Höhe seiner Tätigkeit, aus seinem arbeitsreichen Leben abberufen worden, — für alle, die an der Sache des Deutschtums mitarbeiten, ein unersehblicher Verlust.

Um 8. Dezember 1890 als Sproß einer seit Generationen bekannten Gelehrtenfamilie geboren, wuchs dieser Sohn eines berühmten Altphilologen in einer geistigen Atmosphäre auf, die seine eigene geistige Einstellung auch für die Zukunft entscheidend beeinflusste. Bruns hatte ursprünglich die Absicht, Philologie zu studieren und Lehrer zu werden, sein Ideal war, wie er später erzählte, Schuldirektor zu sein. Erst während seiner Studienzeit in Freiburg, Bonn und Königsberg vertiefte er sich immer mehr in juristische Fragen, um später in seinem Beruf ein anerkannt glänzender Jurist zu werden. Nach Kriegsende wurde Bruns der Öffentlichkeit als Vertrauensmann der deutschen Volksräte in Posen und Westpreußen bekannt, als er, für das dortige bedrohte Deutschtum eintretend, maßgebend an der Klage der Deutschen Polens vor dem Völkerbunde mitarbeitete. Unter seiner wesentlichen Mitarbeit wurde im Jahre 1923 der „Verband der Deutschen Volksgruppen Europas“ ins Leben gerufen und er selbst zum Rechtsberater und zum Leiter des Büros des Verbandes bestellt. Als solcher hat Carl Georg Bruns sich außerordentliche Verdienste nicht allein um die deutschen Volksgruppen außerhalb des Reiches, sondern um die Sache des Deutschtums in der Welt erworben. Körperlich schwer behindert, hat er es nicht gescheut, durch unermüdliche Reisen persönlich mit den einzelnen deutschen Volksgruppen bekannt zu werden und in immer nahem Kontakt mit ihnen zu bleiben. Ausgezeichnet mit einem scharfen und klaren Verstande, mit einer ruhigen und sicheren Urteilsfähigkeit, verfügte er über eine außerordentlich umfassende Personenkenntnis, die ihn in die Lage versetzte, die Situation der deutschen Volksgruppen Europas nicht nur in ihren Einzelheiten genau zu kennen, sondern auch in ihrer Gesamtheit zu übersehen, wie kaum ein anderer.

Brunns war vor allem Jurist, seine wesentliche Arbeit war juristischer Natur und sein wesentlichstes Verdienst, die Bestrebungen der Minderheiten in eine juristische Form gebracht zu haben. Nie blieb er aber im Formal-Juristischen stecken, nie verschloß er sich Erwägungen allgemeiner Art, so daß es ihm möglich wurde, seine praktische Wirksamkeit auf eine geistig fundierte Basis zu stellen. So war er, eine nicht alltägliche Erscheinung, zugleich guter Jurist und zugleich guter Politiker, ein Mann, der seine ganze Lebensarbeit in den Dienst der Arbeit für sein Volkstum gestellt hatte, und der unermüdlich sein politisches Ziel verfolgte, daß er darin sah, dem Nationalstaat seine überspizte Form zu nehmen und auf diese Weise den nationalen Minderheiten eine Existenzmöglichkeit zu sichern.

Seinen frühen, viel zu frühen Tod werden nicht allein seine Freunde, zu denen sich auch in unserer Heimat so mancher zählen darf, werden nicht allein seine direkten Mitarbeiter betrauern.

Der Dom in Riga

Seit einiger Zeit droht dem Dom in Riga ein ähnliches Schicksal wie vor ein paar Jahren seinem Genossen in Reval: die Enteignung. Wir haben im letzten Jahrzehnt allenthalben, mit besonderer Grausamkeit aber im Baltikum die verschiedensten Enteignungen mitgemacht: Vielhundertjähriger, altangestammter, mit saurem Schweiß erarbeiteter Boden wurde mit einem Federstrich „genommen“, Gutshäuser wurden nicht verschont, anderer minderheitlicher Besitz ging durch Staatsmaßnahmen verloren — daß aber nun auch die Kirchen daran kommen sollen, geht doch über alle Begriffe. Für christliche Zwecke, für den Dienst an Gott, vielleicht sogar in seinem Namen soll unter Mißachtung jedes göttlichen und menschlichen, dem geschichtlich gewordenen Rechte ein Gotteshaus demjenigen entrisen werden, dessen Ahnen durch Jahrhunderte hier ihr Heiligtum verehrt und mit dieser Stätte der Pietät sich das ganze Bewußtsein höchster Werte verknüpft!

Es scheint doch auch in dem lettischen Volke Stimmen des Rechtes zu geben. Die öffentliche rechtliche Kommission hat die Enteignungsvorlage zunächst mit 5 gegen 4 Stimmen abgelehnt. Es bleibt abzuwarten, ob das Parlament, bei dem die letzte Entscheidung liegt, den Kulturskandal und das unangenehme Bewußtsein, ein Gotteshaus geraubt zu haben, dem guten Gewissen vor der Geschichte und der mitlebenden Kulturwelt vorzieht.

Wiederherstellung der völkischen Einheitsfront im Banat

In das erfreuliche Werden und Wachsen der vor zwölf Jahren zum völkischen Bewußtsein erwachten Banater Deutschen Volksgemeinschaft sind schon seit einigen Jahren schwere Hemmungen gekommen. Streitigkeiten, deren Ursprung beim besten Willen nicht anders als in persönlichen Gegensätzen gefunden werden kann, haben sich bis zu unerträglicher Hestigkeit gesteigert. Die führenden Männer der Deutsch-Schwäbischen Volksgemeinschaft, in erster Linie deren hochverdienter Vorsitzender Senator Dr. Raspar Muth, wurden von einzelnen oppositionell gerichteten Zeitungen in schärfster Weise angegriffen, ja geradezu beschimpft. Aber auch die gemäßigte und sich im Rahmen der Sachlichkeit haltende Opposition der sogenannten Jungschwaben äußerte wiederholt Unzufriedenheit mit der Führung. Dies gab Anlaß zu einem in der Volksratsitzung vom 31. Januar unternommenen Einigungsversuch. Es wurde der Beschluß gefaßt, den Volksrat jetzt schon, d. i. ein Jahr vor Ablauf seines Mandates aufzulösen und nach einer vorher vorzunehmenden Änderung der Satzungen neu zu wählen, ferner die Einrichtung eines völkischen Schiedsgerichtes für vorkommende Streitigkeiten zu schaffen.

Soweit schien alles in Ordnung zu sein, da wurde gegen den Vorsitzenden des Volksrates Dr. Muth der schwere Vorwurf erhoben, der Beschluß vom 31. Januar sei von ihm „umgefälscht“ worden, in Wahrheit habe der Volksrat beschlossen, sich sofort aufzulösen und einem einzusetzenden Interimsausschuß die Aufgabe der Satzungsänderung zuzuweisen. Nach einem über diese Behauptungen entbrennenden neuen heftigen Zeitungskrieg, wurde nun am 22. März eine zweite, außergewöhnliche Sitzung des Deutsch-Schwäbischen Volksrates nach Temeßwar einberufen, die in die Sache Licht bringen sollte. Sie fand unter außerordentlicher Beteiligung der Mitglieder statt und hatte das Ergebnis, daß mit allen gegen vier Stimmen das Protokoll der Sitzung vom 31. Januar, in der die erstere der beiden Fassungen des Beschlusses festgelegt war, für richtig erklärt wurde. Trotzdem wurde die Frage nochmals erörtert und wieder in demselben Sinne entschieden, wie zum erstenmal. Die in der Aussprache zutage tretende Meinungsverschiedenheit drehte sich hauptsächlich darum, ob, wie es die Opposition wünschte, jeder Banater Deutsche von vorneherein als zur Volksgemeinschaft gehörig angesehen, oder ob dies von einer ausdrücklichen Erklärung und der daraufhin vorzunehmenden Eintragung in die Listen abhängig gemacht werden solle. Die letztere Auffassung fand fast einstimmige Annahme, da die große Mehrheit der Ansicht war, daß bei der Zerrissenheit und Disziplinlosigkeit des politisch noch nicht herangereiften Banater Deutschtums feste Bindungen eine unbedingte Notwendigkeit seien. Im Verlauf der Tagung erhielten die angegriffenen Führer durch den Volksrat wiederholte herzliche Beweise des Vertrauens und der Unabhängigkeit. Zu bemerken ist auch, daß der Vorwurf wegen angeblicher Fälschung des Protokollens in dieser Sitzung nicht nur nicht wiederholt, sondern daß auch von seiten der Opposition die Gutgläubigkeit der Verfasser des Protokolls ausdrücklich anerkannt wurde.

Es ist nun abzuwarten, ob dieser zweite Versuch, die Einheitsfront herzustellen, wenigstens soweit gelungen sein wird, daß die Leidenschaftlichkeit der persönlichen Angriffe einer sachlichen Opposition Platz macht. Die voraussichtlich schon in den nächsten Wochen stattfindende Neuwahl des Volksrates wird, wie zu hoffen ist, ein genaues Abbild des Kräfteverhältnisses der Meinungen und Bestrebungen im Schoße des schwäbischen Volkes des Banates ergeben. —n.

Vierteljahrsschrift des Vereins für siebenbürgische Landeskunde

In neuem Gewande und in neuer Schriftleitung erscheint das frühere Korrespondenzblatt des Vereins. Jahrzehntelang hatte es Adolf Schullerus in treuer Hut, nun sucht eine junge Kraft, Dr. Karl Kurt Klein, Dozent an der Universität in Jassy, die wissenschaftliche Arbeit der mittelgroßen Aufsätze und kleineren Sammelnotizen den neueren Gegebenheiten anzupassen. Die Hefte erscheinen in einem westlichen Begriffe entsprechenden neuen Gewande nicht mehr

monatlich, sondern vierteljährlich, sind aber dafür gründlich durchgearbeitet, richtig aufgebaute Hefte mit klarer wissenschaftlicher Zielgebung. Es ist hoch erfreulich, daß eine zentral wissenschaftlich arbeitende Kraft diesen Teil unserer Volkstumsarbeit auf sich genommen und so das ansonst schwer zu lösende Problem ausländischer wissenschaftlicher Betätigung wirklich löst.

Akademische Ferienturse in Europa 1931

zusammengestellt vom Volksbundinstitut für geistige Zusammenarbeit. Leipzig 1931, U. Lorenz Verlag. In überaus vornehmer, eindrucksvoller Aufmachung, systematisch und übersichtlich zusammengestellt, wird in den verschiedenen wissenschaftlichen Ferientursen zugleich auch ein Bild der geistigen Wechselbeziehungen, der Möglichkeiten, über die Volks- und Staatsgrenzen hinaus, Anregungen zu empfangen, entworfen. Es ist erstaunlich, wie weit- und tiefreichend heute solche Bestrebungen schon sind. Die Übersicht ist erschöpfend und jedem auf das wärmste zu empfehlen, der ausländische Ferienturse besuchen will.

Bücherschau

Emil Sigerus: Chronik der Stadt Hermannstadt 1100 — 1929. Honterus-Verlag, Hermannstadt 1930.

Als Abschluß einer jahrzehntelangen Beschäftigung mit der Geschichte Hermannstadts bietet Emil Sigerus in diesem Werke eine übersichtliche und vollständige Aufzählung der wichtigsten Daten, die die alte deutsche Stadt betreffen. Ausgezeichnet in der Auswahl aus dem großen Stoff, gewissenhaft und mit großer Sachkenntnis und Liebe hat Sigerus ein Buch geschaffen, nach dem man trotz der anscheinend so trockenen Materie gerne greift. Unter seinen Händen gewinnt der Stoff Leben und Spannung.

Dr. Sigfrid Steinberg: Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Band II: Karl Julius Beloch (Rom), Harry Breßlau (Heidelberg), Viktor Gardthausen (Leipzig), George Peabody Gooch (London), Nicolaas Japikse (Haag), Ludwig Freiherr von Pastor (Innsbruck), Felix Rachfahl (Freiburg). 1926. IV, 22 S. Gr.-8°. Mit 7 Bildnissen.

Die Epoche der letzten Jahrzehnte, in der sich die Geschichtswissenschaft vom Spezialistentum abwandte, hat sich in markanten Vertretern sozusagen selbst aufgezeichnet. Es geht hier nicht nur um Selbstdarstellungen einzelner Persönlichkeiten. Diese Selbstdarstellungen wachsen zu einem Gesamtwerk zusammen, das man wohl eine Selbstdarstellung des Geistes unserer Zeit und ihrer Brechung im historischen Bewußtsein nennen kann.

Hermann Hofmann: Bei den Pfälzern im Banat. Im Lande deutscher Treue. Ushendorf, Münster i. W. 1930. 5 Rm.

Die vorliegende Arbeit gibt ein Stück Auslandsdeutschum wieder, gesehen durch ein starkes, frisches, frohes und unbestimmtes Temperament. Das Auslandsdeutschum wird zum Erlebnis einer Studienfahrt, der eine besondere Bedeutung dadurch zukommt, daß sie wertvolle pfälzische Heimerinnerungen einsprengt. Sie wird dadurch zu einer Kulturbrücke. Gerade die Grenzlandkultur der Pfalz ist berufen, Siedlungsgebiete des deutschen Südostens mit besonderem Verständnis zu verstehen und zu schließen.

Werner Zoëge von Manteuffel. Ein Lebensbild in Briefen, Erinnerungen und Worten seiner Freunde und Schüler. Zusammengefaßt von Anna von Rügelen. Schriften des Deutschen Ausland-Instituts: Biographien und Denkwürdigkeiten, Band 4, Stuttgart 1930.

Am 14. März 1926 hat ein ganz Großer des baltischen Deutschtums sein Leben beschlossen: Professor Werner Zoëge von Manteuffel, nicht nur ein großer Balte und hochbedeutender Arzt, nein, auch ein großer Deutscher und ein bedeutender Mensch. Auf einem Gute in Estland geboren, in der Revaler Ritter- und Domschule groß geworden, wählte er als ein jüngerer Sohn, dem das Gut nicht zufiel, das Studium der Medizin. Vor dem russisch-japanischen Krieg außerordentlicher Professor, im Kriege beratender Chirurg des Roten Kreuzes und Chef einer Sanitätskolonne, nach dem Kriege ordentlicher Professor und Direktor der Chirurgischen Klinik, im Weltkrieg Sanitätschef des Roten Kreuzes für die Westfront, 1918 nach der Einnahme Dorpat's durch die Deutschen Dean der Medizinischen Fakultät der neueröffneten Dorpater Hochschule, später nach dem Abzug der Deutschen Arzt im Baltentbataillon und Berater der estnischen Armee, 1925 nach 42jährigem Dienst pensioniert — das sind so ungefähr die äußeren Daten eines ungewöhnlichen und ereignisreichen Lebens. Was Zoëge von Manteuffel aber als Arzt und Mensch bedeutet hat, was er als Balte und Deutscher gewesen ist, das schildern hier seine Freunde und Zeitgenossen.

Dr. Carlos Keller: Chile. Ein Führer durch das Land und seine Bewohner. Vertrieb für Europa durch das D. A. J. Stuttgart.

Der ausgezeichnete Führer gibt in knapper Zusammenfassung alles, was ein Einwanderer wissen muß — Reifemöglichkeiten, Landbeschreibung, Darstellung der sozialen Verhältnisse, sorgfältige und genaue Daten, Lebenshaltungskosten in deutscher Währung umgerechnet, Angaben über die Einwanderungs- und Siedlungspolitik, über die Berufs- und Lebensaussichten, das Deutschtum usw. Richtlinien für Einwanderer, Literaturhinweise und eine Karte ergänzen das Büchlein, das jeder lesen sollte, der sich mit Auswanderungsabsichten trägt.

Ludwig v. Fabini: Drei Fabini. Herausgegeben vom Verein für siebenbürgische Landeskunde, Hermannstadt 1930, Krafft & Drotleff U. G.

Drei Lebensbilder siebenbürgisch-sächsischer Persönlichkeiten, Lebensbilder, die nicht nur durch die inneren Zusammenhänge einer verbreiteten Sippe, sondern auch durch die größeren geistigen Entwicklungslinien des Volkstums einen roten Faden ziehen. Zwei große Gesichtspunkte beherrschen die Geisteswelt der hervorragendsten Vertreter dieser echt sächsischen Familie: Sächsisches Volkstum und angestammte Treue zur Idee des deutschen Herrscherhauses. Der Heldenjüngling Theodor Fabini schließt sich mit seinem Bruder begeistert dem sächsischen Jägerbataillon an, das für Habsburgs Fahnen gegen die ungarische Revolution kämpfte; er fällt den Heldentod in dem Gefecht bei Piski (9. Februar 1849). Sein jüngerer Bruder, ebenfalls Freiwilliger des Jägerbataillons, ist der soldatischen Laufbahn treu geblieben, er ist einer der bedeutendsten militärischen Berater Franz Josephs II. geworden. Der Vater der beiden Stadtpfarrer Joseph Fabini ist als dritter, als Vertreter des idealen protestantischen Pfarrhauses in den Biographiekreis miteinbezogen. Es ist ein Buch von teilweise dramatischer Spannung, prächtigem Aufbau und als solches nicht nur interessantes Kulturdokument, sondern auch packende Lektüre.

Ortsmonographien aus Siebenbürgen. In erfreulicherweise mehren sich Heimatbücher, die das Werden und Wesen deutscher Orte darstellen. Vor uns liegen drei Monographien aus Siebenbürgen:

Gustav Lander, Pfarrer in Rosenau, gibt im Auftrage der Burzenländer Bürger- und Bauernbank ein Heimatbuch von Rosenau heraus (1930). Die Gemeinde mit der stolzen Burg, mit den stattlichen Bauernhäusern, mit der schönen regelmäßigen Dorfanlage ist so recht geeignet, durch eine Darstellung das Typische der deutschen Kolonistengeschichte zu gestalten. Pfarrer Lander löst seine Aufgabe in dem stattlichen Band ausgezeichnet. Es ist nicht nur eine bis ins einzelne gehende und überall belegte Aufzählung, sondern auch eine wohl überlegte und pädagogisch sehr schön geführte Darstellung des Wesentlichen in unserem Volksleben.

Seminarprofessor Robert Szallner bietet eine Monographie des königlichen Marktes Tartlau (Verlag Kraft & Drotleff U. G., Hermannstadt 1930), in der in klaren Linien vor allem der Kampf um den Bestand und den Besitz der Gemeinde vom Mongoleneinfall an geschildert wird — ein eindrucksvolles Bild, wieviel Zähigkeit und Manneßmut es gekostet hat, zu bleiben und sogar zu dem stattlichen Gemeinwesen emporzuwachsen, das Tartlau heute darstellt.

Johann Bredt, Pfarrer in Windau, schildert „Windau in Gegenwart und Vergangenheit“ (Buchdruckerei Zifeli, Bistritz 1929). Die überaus wertvollen und interessanten Studien zur Volkskörperforschung, die Bredt auch im weiteren Sinne anstellt, finden hier einen am Stamm einer einzelnen Gemeinde veruchten Niederschlag. Die ungeheuer sammelnde, sichtende und zuletzt systematisch ordnende Arbeit Bredts kommt zu Ergebnissen, die für unser ganzes Volksleben richtunggebend werden kann und uns hinsichtlich Bevölkerungspolitik usw. ein ernstes Memento entgeghält.

Ringendes Volkstum: Vom sudetendeutschen Wesen. Herausgegeben von R. F. Leppa und J. Mühberger. Adam Kraft Verlag, Karlsbad, geh. 5.50 Km., geb. 7.50 Km.

Es ist das Buch der Sudetendeutschen. Es gibt kein Werk, das in ähnlicher Art alles bringt, was für Vergangenheit und Gegenwart der Sudetendeutschen von Bedeutung war und ist. Es verdiente, in allen Staaten, in denen Deutsche in der Minderheit sind, nachgeahmt zu werden, um zu zeigen, in welch hohem Maße sie Kulturträger in des Wortes wahrstem Sinne sind — hier wie überall. Geschichte, Dichtung, Kunst (zur Erläuterung dienen 15 Kunstbeilagen), Wirtschaft, die einzelnen Landschaften und ihre Volksstämme und vieles, vieles andere, nicht zuletzt die Verbundenheit mit dem Gesamtdeutschtum durch die Beziehungen persönlicher Art, die deutsche Dichter, Künstler, Gelehrte, Staatsmänner wie Goethe, Ludwig Richter, Bismarck zu Böhmen hatten, wo viele oft weilten, nichts ist in dem Buche vergessen, das allen Auslanddeutschen und nicht in letzter Reihe den Deutschen im Reiche zeigen soll, was das Sudetenland ist. Als Einführung diene ein Auszug aus dem einleitenden Stücke: „Sudetendeutsches Antlitz“: Was hier auf engem Raume geboten wird, soll die wesentlichsten Züge im Antlitz des Sudetendeutschtums erfassen; denn auch von der Überfülle sudetendeutscher Erkenntnisse steht zurecht das Wort: Non exhauior — ich bin nicht auszuschöpfen! Nicht um Beschreibung und Schilderung ging es hier: Ereignis und Erlebnis soll uns wieder sein, was einst aus der Lebenskraft sudetendeutscher Geschlechter geschah. Es galt, das sudetendeutsche Leben aufzuweisen, wie es, am Rande des deutschen Geschehens, trotzdem oft Trieb und Auftrieb des gesamtdeutschen Geschehens ist, nicht bloß Schildträger des Deutschtums, sondern, was ihm vor allem wesentlich ist, selbst Schwert und Vorhut, vorkämpfend für die deutsche Gesittung in der Ostmark, und nicht selten deshalb „verlorner Hause“, wenn der Staatsgedanke den Volksgedanken zum Opfer heischte. Die Vergangenheit mußte heraustreten aus dem Dämmer: denn nun erst standen die Umriffe hell um das bewegte Bild der schaffenden Gegenwart, in der unser Leben drängt, sudetendeutsches Schicksal zu gestalten. So soll es ein Buch sudetendeutschen Selbstvertrauens sein.

Dr. H. F.

Empfehlenswerte Bücher für den Auslanddeutschen

Eugen Rühnemann: Goethe. 2 Bände 1930, Leipzig, Insel-Verlag.

Eugen Rühnemann, der Philosoph der Breslauer Universität frönt sein bisheriges Wirken und Schaffen mit einem soeben im Insel-Verlag zu Leipzig in zwei Bänden erschienenen „Goethe“. Auf seinen „Herder“, seinen „Schiller“, seinen „Kant“, als die Welt des deutschen Idealismus eine lebendige Einheit, mußte der „Goethe“ folgen, um diese Einheit erst zu vollenden. — Herder leitet ein in das Reich der deutschen Seele. Kant ist die sokratische Selbsterkenntnis des Menschen auf ihrer höchsten Höhe. In seinem „Schiller“ analysiert Rühnemann in künstlerischem Verstehen das Werk und die Weltanschauung des Meisters, der das Leben der Menschheit als tragische Angelegenheit durchleuchtet und zugleich die Tat Kants verkündet. Goethe erscheint nun als die letzte zusammenfassende Erfüllung alles Vorhergehenden. — Goethe und in ihm der Reichtum einer ungeheuren Welt, geht seinerseits auf in seinem Werke, in welchem wissenschaftliches Tun und dichterisches Schaffen gleicherweise persönliches Erleben sind. Und dieses Werk findet im „Faust“ seine lebendigste, faßbarste Form und Gestalt. Wer „Faust“ erlebt, erlebt Goethe. Dies bestimmt den Aufbau des Rühnemannschen Werkes. Rühnemann analysiert den „Faust“, indem er die vier Teile, wie sie im Leben Goethes nacheinander in Erscheinung treten, auseinanderhält. An ihnen zeigt er die Entwicklung und das Wesen Goethes. Es ist ein Experiment im schönsten, fruchtbarsten Sinne, ein Experiment echter Geisteswissenschaft. Jedem der vier Faustkapitel geht die Darstellung des dazugehörigen Lebensabschnittes einschließlich der übrigen Werke voraus, in innerer Notwendigkeit der Abfolge. Das Werk wird durch das Leben und das Leben durch das Werk erfasst. — Es gilt eine philosophische Geisteswissenschaft, die wahre Lebensphilosophie ist: sie leitet die schöpferische Persönlichkeit aus ihren letzten Bedingungen ab und läßt sie zugleich aus ihnen in der Ganzheit ihres Wesens vor unseren Augen ersehen. Es kristallisiert sich dabei das, was die Persönlichkeit als ihren Beitrag zu den Ewigkeitsaufgaben der Menschheit geleistet hat. Das Schicksal wird begriffen als das Gesetz der schöpferischen Persönlichkeit in ihrem Werke. Diese Methode der Geisteswissenschaft deckt sich mit der transzendenten Methode Kants und diese wieder mit Goethes Methode der „Urpänomene“. Hier wie dort gilt es das Aufdecken der letzten Grundbestimmtheiten und durch sie die Erfassung des Ganzen. — In der Entwicklung des jahrtausendealten Faustgedankens und in der Geschichte der Fausttage und Faustdichtung vor Goethe sieht Rühnemann das Werden des abendländischen Geistes. Eine höchste Erfüllung findet er in Goethe, dem Dichter, in dem die Unmittelbarkeit der ewigen Urgeföhle braust. Er ist die deutsche Seele in ihrem höchsten Schöpferausdruck. An sich selbst, dem eigenen Schöpferum, findet er den Schlüssel zu einer lebendigen Geistesgeschichte: Alles große geistige Gebilde ist Tat des Genius und Leben des Genius. Mit den Genien der Vergangenheit lebt er wie mit Brüdern. Der große Künstler erlebt tiefstes Verstehen der Kunst und erringt höchstes Kunstwissen. Schließlich erlebt er ein Erkennen, das das Ganze der Natur, von den Urbedingungen der Erde bis zu den höchsten Schöpfungen des Genius umfaßt. In allem eine Haltung des Geistes und Stellung zum All, die so demütig wie hingeeben größte Frömmigkeit ist. Das Ganze: Religion. — Diese

Züge wirken ineinander und bilden durch alle Tage des Goethischen Seins die Einheit seines Wesens. Sie verteilen sich verschiedentlich auf seine Schöpferzeiten und treten mit erhöhter Deutlichkeit in dieser oder jener mehr hervor. Dem jungen Goethe gehört das unmittelbare Dichtertum und unmittelbare Verhältnis zu Welt und Genien. — Rühnemanns eigener Stil ist reich und vielseitig. Ob anschauliche Darstellung des Lebens, ob tiefgründige Betrachtung, ob scharfe Abwehr des Unverstandes, ob schließlich prophetische Rede aus tiefster Ergriffenheit und heiligster Liebe heraus, immer hat jedes seiner Worte die Notwendigkeit aus dem Gegenstande, dem größten, den die Geisteswissenschaft kennt. Das bewirkt, daß wir an jedem Punkt des Werkes inmitten einer erhabenen Perspektive stehen. All diese Züge seines Stils haben ihre Wurzel zugleich in dem eigenen Lebensdrange Rühnemanns, der sich als Liebe zum deutschen Geiste, hier als Liebe zu Goethe offenbart. Sie ist verwandt jener Liebe des Platon zu Sokrates, welche Rühnemann selbst einmal sagen läßt: „Laß mich Dein Leben bergen, das mein Leben schuf und Sinn meines Lebens wurde. — Du darfst nicht sterben, denn die Menschheit stirbe in Dir.“

Hermann Ronnerth.

Dr. Heinrich Bauer: *Strefemann, ein deutscher Staatsmann*. 2. Auflage. Verlag von Georg Stilke-Berlin 1930.

Rudolf Olden: *Strefemann*. Verlag Ernst Rowohlt, 1929.

Zwei Bücher über Strefemann, den großen deutschen Staatsmann, den größten seit Bismarck. Sie behandeln das gleiche Thema und haben auch das gleiche Schicksal gehabt, zu Nekrologen zu werden, weil sie gerade in den Tagen zum Abschluß kamen, als Strefemann seine Augen für immer schloß. Die Behandlungsart ist ungleich. Während Bauer in pragmatischer Darstellung und in ruhigem Fluß des Erzählens den Lebenslauf Strefemanns, seinen raschen Aufstieg und seine großen Verdienste um Deutschland schildert, gibt Olden in geistreichem, lebendigem, mehr feuilletonistischem Stil eine Reihe von psychologischen Analysen seines Wesens. Bauer erscheint als politischer Gesinnungs- und Parteigenosse Strefemanns, Olden steht etwas weiter links und sieht Strefemann mit Freuden sich diesem Standpunkt entgegenentwickeln. Doch der Parteistandpunkt spielt bei beiden keine große Rolle, die Hauptsache ist, daß sie ihren Helden verstehen und in seiner zuletzt so oft verkannten glühenden Volks- und Vaterlandsliebe dem Verständnis der Leser nahe bringen. Was uns als Auslandsdeutschen Strefemann noch so ganz besonders teuer macht, daß er die Bedeutung des Auslandsdeutschums und der Minderheitenfrage erkannt und auf den wenigen Tagungen des Völkerbundes, die er erlebte, seine Erkenntnis mit wuchtiger Energie vertreten hat, kommt leider in beiden Biographien zu kurz. Bauer widmet dem Auftreten Strefemanns für die Minderheiten einige wenige Zeilen, bei Olden findet sich kaum eine Andeutung davon. Beide Bücher sind durch zahlreiche, zum Teil dieselben Bilder von Strefemann geschmückt, die besonders dort, wo sie das schon vom Tode gezeichnete Antlitz des Staatsmannes zeigen, erschütternd wirken. Die beiden Bücher ergänzen sich in vortrefflicher Weise; es empfiehlt sich zuerst dasjenige von Bauer zu lesen.

— n.

Inhalt

Die Herkunftsfrage der Siebenbürger Sachsen. Vortrag, am 17. Dezember 1930, gehalten von Dr. Andreas Scheiner-Hermannstadt.

Oberschlesische Bilder von Dr. Hilde Sellen-Gleiwitz.

Die ukrainische Minorität in Rumänien von Theodot Bilenky-Czernowiz.

Als ich noch Kleetenkerl war. Stimmungsbilder aus Estland von Karin Leer-Keval.

Vier sudetendeutsche Dichter von Fritz Heinz Reimesch.

Rundschau: Dr. Carl Georg Bruns †. — Der Dom in Riga. — Wiederherstellung der völkischen Einheitsfront im Banat. — Vierteljahrschrift des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. — Akademische Ferienkurse in Europa 1931.

Bücherschau.

Empfehlenswerte Bücher für den Auslandsdeutschen.

*

Herausgeber: Dr. Richard Csaki-Hermannstadt.

Ostland-Verlag, Hermannstadt.



Diese Zeitschrift erscheint am 1. eines jeden Monats im Umfang von 2—3 Druckbogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Ostland-Verlag Hermannstadt (Sibiu), Rumänien, Straußenburggasse.

Preis des Einzelheftes für Rumänien 35 Lei, für das Ausland 0.90 R.-M., Halbjahresbezug für Rumänien 180 Lei, für das Ausland 4.50 R.-M., Jahresbezug für Rumänien 360 Lei, für das Ausland 9 R.-M., für Österreich Jahresbezug 15 Schilling, Halbjahresbezug 7.50 Schilling.

Die Bezugspreise verstehen sich einschließlich Postverwand. Zahlungen sind zu leisten im Inland auf das Konto des Deutschen Kulturamtes an die Hermannstädter allgemeine Sparkassa, die Bodenkreditanstalt, beide in Hermannstadt, oder an den Verlag selbst. Im Ausland an die Deutsche Landmannbank A. G., Berlin, W. 9, Rötthenerstraße 40/41, bzw. Postcheckkonto, Berlin, NW. 1563 68.

